

asyl

3 • 2025

aktuell

*Zeitschrift der
asylkoordination
österreich*

Wir haben es geschafft



10 Jahre –
Sommer der Solidarität
10 Portraits –
Das lange Ankommen
10 Organisationen –
Hilfe auf Augenhöhe

Interview
mit Judith
Kohlenberger

Inhalt

01 Editorial

02 Der jesidische Befreiungskampf und die Tragödie von Parndorf

Alexander Behr

06 Das lange Ankommen – 10 Portraits

**Rashid Hassan Zada, Sondos Hamo, Riem, Shirullah Hussaini, Ali Rezai,
Majed Altalaa, Nubu, Ameer Alfuraiji, Familie F., Waheed**

24 2015 war eine Sternstunde der Zivilgesellschaft

Interview mit Judith Kohlenberger

30 Hilfe auf Augenhöhe – 10 Vereine und Initiativen

**Train of Hope, Comedor del Arte, gemma!, Häuser zum Leben –
Flüchtlingshilfe, Erster Wiener Protestwanderweg, Miteinander im
Mittelgebirge, MORE, Team Gablitz-Flüchtlingshilfe, PatInnen für alle,
Die Notbremsen, Gmünd hilft**

50 Lasst euch Empathie nicht schlecht reden!

Lukas Gahleitner-Gertz

Liebe Leser:innen,

Warum „Sommer der Solidarität“? Wir haben bewusst diesen Titel gewählt, weil es dem entspricht was wir und viele, die damals in Österreich Zuflucht gesucht und gefunden haben, 2015 erlebt haben: eine unglaubliche Welle der Solidarität, die mehr war als nur helfen. Das im Nachhinein als Kampfbegriff gegen die Solidaritätsbewegung mit Geflüchteten in Anschlag gebrachte „Willkommensklatschen“ war nicht nur warme Begrüßung, sondern auch eine Anerkennung für das, was diese Menschen geschafft hatten. Tausende hatten den weiten Weg von ihren verwüsteten Heimatländern trotz aller Hindernisse geschafft. Sie hatten Handlungsmacht bewiesen, sie hatten dafür gesorgt, dass wie Alexander Behr in seinem Text in diesem Heft schreibt, „das europäische Grenzregime für wenige Wochen paralysiert war“.

Wenn wir jetzt auf die letzten zehn Jahre zurückblicken, tun wir das im Bewusstsein, dass die tausenden Helfer:innen in ganz Europa das Richtige getan haben. Werte wie Menschlichkeit und Nächstenliebe, die Europa für sich beansprucht, und verbrieftete Rechte wie Schutz vor Verfolgung und das Recht auf Familienleben, die jedem Menschen zustehen, wurden durchgesetzt.

Ja, wir haben es geschafft! Und wir lassen es nicht zu, dass diese Leistung der Ankommenden und der Unterstützenden umgedeutet wird. Flucht ist nicht „Migration“, kein Mensch flüchtet ohne Not, und schutzsuchende Menschen sind keine Naturkatastrophe, keine „Welle“ oder „Flut“ gegen die „Dämme“ gebaut werden müssen. Und es ist nicht die Aufnahme der Geflüchteten in den letzten zehn Jahren gewesen, die die „Autoritäre Wende“ (Judith Kohlenberger) verursacht hat. Wir hatten schon 2008 eine verheerende Finanzkrise, wir hatten eine Pandemie und einen russischen Angriffskrieg – und wir erleben ein eklatantes Politikversagen, wenn es um die Eindämmung steigender Ungleichheit und der Herausbildung von Oligopolen in sensiblen Bereichen wie der Energie- und IT-Wirtschaft geht. „Das alles spielt zusammen und bewirkt ein generelles Gefühl der Überforderung und des Kontrollverlusts“, erklärt Kohlenberger im Interview in diesem Heft (und ausführlicher in ihrem neuen Buch). Aber in einer rassistisch grundierten Gesellschaft lässt sich, wie sie ausführt, mit der Angst vor Fremdgemachten gut Politik machen. „Rechte Parteien schaffen es, das allgemeine Gefühl der Überforderung auf ein konkretes Problem, eben ‚die Migrationskrise‘ herunterzubrechen.“

Wir wollen in dieser Nummer nicht die politischen Versäumnissen, die problematische Rolle der Medien oder die mutwillige Desintegration durch Minister:innen und Landesräte:innen untersuchen, sondern Menschen porträtieren, die 2025/16 nach Österreich gekommen sind, sowie Organisationen, Projekte und Initiativen, die sie beim Ankommen und Weiterentwickeln unterstützt und begleitet haben, sodass wir gemeinsam feststellen können: „Wir haben es geschafft.“

Herbert Langthaler

Der jesidische Befreiungskampf und die Tragödie von Parndorf

Fast vergessen sind heute, zehn Jahre nach der großen Fluchtbewegung von 2015/16, die Konflikte, die damals Millionen Menschen in die Flucht trieben. Die Rede ist nur vom Bürgerkrieg in Syrien, weniger von jenem in Afghanistan. Der Genozid an den Jesid:innen wird meist verschwiegen, obwohl es hier zu Österreich einen starken Bezug gibt.

Von Alexander Behr

Am 3. August 2014 beginnen die Mörderbanden des so genannten *Islamischen Staates* am Fuße der Shingal-Berge im Nordirak einen Genozid an den dort lebenden Jesid:innen. Mehr als 7.000 Menschen wurden ermordet, über 6.000 Frauen und Mädchen wurden vom *IS* verschleppt; mehr als 300.000 Menschen flohen. Kurdische und jesidische Kämpfer:innen bildeten zum Schutz der Flüchtenden einen Korridor, der auf die Shingal-Berge führte, wo die Verteidigungseinheiten von *Shingal YBS*, die syrischen Volksverteidigungseinheiten *JPG* und die *PKK* postiert waren. Dennoch überlebten viele die Flucht nicht. Sie starben an Wassermangel und an den Strapazen des Anstiegs.

Ein Jahr später, am 28. August 2015, wurden im burgenländischen Parndorf in

einem Kühlaster 71 Menschen tot aufgefunden. Sie wollten über Serbien, Ungarn und Österreich nach Deutschland reisen, von der Hoffnung getragen, Krieg und Terror zu entfliehen – unter ihnen Jesid:innen, die dem Massaker von Shingal entkommen waren.

Delegation ins Shingal-Gebirge

An einem Junimorgen 2016 erreichte mich ein Anruf: Ich sollte am nächsten Morgen für das *ORF*-Radio nach Erbil aufbrechen und über die Delegationsreise des Europaparlamentariers Joseph Weidenholzer und des Nahost-Experten Thomas Schmidinger ins Shingal-Gebirge berichten. Die Delegation hatte die Aufgabe, die Verbrechen zu dokumentieren, die der *IS* an den Jesid:innen begangen hatte. Außerdem sollte politischer Druck aufgebaut werden, damit Frauen, die aus der Gewalt des *IS* befreit wurden, nach Europa gebracht und dort medizinisch und psychologisch behandelt werden konnten.

Während des Flugs setzt mich Weidenholzer ins Bild: Die Massaker vom August 2014 waren vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag nicht als Genozid anerkannt worden. Keinerlei Dokumentation hatte stattgefunden. Eine genaue Erhebung der Verbrechen sowie die Exhumierung der Gebeine sei allerdings unentbehrliche Grundlage für spätere Kriegsverbrecherprozesse. Nur durch die Sicherung der Beweisstücke könne garantiert werden, dass die Wahrheit nicht verfälscht werde, so Weidenholzer.

Zum Zeitpunkt unserer Reise stehen Teile der kurdischen Autonomiegebiete im Nordirak nach wie vor unter der Kontrolle des *IS*; auch die Millionenmetropole Mosul hat die Terrormiliz fest im Griff. Die Lage der Binnenvertriebenen ist alarmierend. Allerdings sind einige Gebiete – so auch

andenken an die toten

das Shingal-Gebirge – bereits von kurdischen und jesidischen Milizen zurückeroberter worden.

Um in die gleichnamige Kleinstadt am Fuße des Shingal-Gebirges zu gelangen, muss unsere Delegation einen weiten Umweg zurücklegen: Denn der direkte Weg von Erbil aus würde durch die *IS*-Hochburg Mosul führen. So nähert sich unser Konvoi den Shingal-Bergen in schusssicheren Geländefahrzeugen von der Nordseite her.

Langsam schlängeln sich die Geländewagen die Serpentinenstraße entlang, die von den Anhöhen des Gebirges hinunter an die Südseite zur Stadt Shingal führt. Erst ein halbes Jahr zuvor fand die Entscheidungsschlacht um Shingal statt. Rechts und links der steilen Bergstraße liegen verkohlte Autowracks. Von hier blickt man weit nach Süden, bis zu den Dörfern, die nach wie vor in der Gewalt des *IS* sind.

Zeugnis der Tragödie von Parndorf

Abgesehen von den Einheiten der Widerstandskämpfer ist die Stadt praktisch leer. In Shingal zu übernachten, ist zu diesem Zeitpunkt undenkbar – zu groß die Gefahr, einem Angriff des *IS* zum Opfer zu fallen. Also fahren wir in die Provinzhauptstadt Dohuk. In der Lobby unseres Hotels treffen wir Hazim Kuli Ali. Die Angriff des *IS* veranlasste seine fünfzehnjährige Tochter, seinen sechzehnjährigen Sohn sowie einen Bruder im vergangenen Jahr, aus dem Nordirak nach Europa zu fliehen. Die Eltern sowie drei weitere Kinder blieben zurück, in der Hoffnung, bald nachkommen zu können.

Hazim Kuli Alis Angehörige erreichten ihr Ziel nicht. Sie verloren ihr Leben bei der Tragödie von Parndorf.

Die untergehende Sonne schickt letzte kraftvolle Strahlen durch die hohen Fenster des Hotels in Dohuk. Der Mittfünfziger mit

dem dichten Oberlippenbart hält die Todesurkunden, die die österreichischen Behörden ausgestellt haben, in seinen Händen, dann zeigt er uns Fotos seiner Liebsten. Dann beginnt er mit leiser, aber fester Stimme seinen Bericht: „Das ist das letzte Foto, das ich mit meiner Familie gemacht habe, beim Grenzübertritt zur Türkei. Abreisedatum war der 5. August. Sie sind auf dem Landweg über die Türkei gereist – durch Wälder und in LKWs. Am 24. August haben sie dann geschrieben, sie verlassen Serbien; das war der letzte Kontakt, um 8:30 über *WhatsApp*. Sie haben einen weiteren LKW bestiegen. Danach gab es keinen Kontakt mehr. Nachdem sie in Serbien angekommen sind, haben wir uns gesagt, nun sind sie ja schon in Europa, da brauchen wir keinen Kontakt mehr aufzunehmen, bis sie dann irgendwann ankommen. Denn – so sagten sie uns – jeder, der die in Serbien ankommt, sei schon in Sicherheit...“

Die letzten Sonnenstrahlen verschwinden hinter den Bergen, mit einem leisen Knattern springt die Deckenbeleuchtung der Hotellobby an. Hazim Kuli Ali nimmt die Todesurkunden und die Fotos seiner Liebsten und ordnet sie mit ruhigen, bedachten Bewegungen in einen ledernen Umschlag.

Die Tragödie von Parndorf löste eine Welle der Empörung aus. In Wien gingen zehntausende Menschen auf die Straßen. Kurz danach begann der Sommer der Migration, für wenige Wochen war das europäische Grenzregime paralysiert.

Der jesidische Befreiungskampf, die Fluchtbewegungen nach Europa und die Solidarität, die danach einsetzte, sind untrennbar miteinander verbunden. Das Andenken an die Toten kann davon nicht losgelöst werden. Es ist zentraler Bestandteil des Kampfes für Gerechtigkeit, Würde und gleiche Rechte für alle.

Der Winter war vorbei, ich war in Freiheit

Rashid ist als 16-Jähriger nach Österreich gekommen. Sein Ziel war es, zu lernen und er wurde dabei auch von vielen Menschen unterstützt. Hier ist seine Geschichte.

Von Rashid Hassan Zada

Ich kam erst im Winter auf die Balkanroute. Nachdem ich mit der Fähre von der griechischen Insel, auf der ich wie viele andere gelandet war, nach Athen gekommen bin, machte ich mich auf den Weg. Zu dem Zeitpunkt hatte ich schon eine anstrengende Flucht in eisiger Kälte durch den Iran und die Türkei hinter mir. Es war immer noch Winter als ich von Athen aufbrach und mit dem Bus und dann Zug nach Nordmazedonien gefahren bin. Gestoppt wurde der Zug, in dem viele Flüchtlinge unterwegs waren, an der Grenze zu Serbien. Wir wurden aber nicht mehr ins Land gelassen. Es wurde bald klar, dass die Balkanroute geschlossen war. Nach und nach kamen immer mehr Menschen, die nicht mehr weiter konnten und bald wurde ein kleines Dorf aus Zelten aufgebaut. Den Rest des Winters, ungefähr zwei Monate, blieb ich dort.

Die nordmazedonische Polizei brachte uns schließlich an die Grenze, die wir in der einbrechenden Dunkelheit überquerten. Von einem serbischen Dorf, das wir mit Hilfe des GPS erreichten, fuhren wir mit dem Taxi nach Belgrad. Von dort ging

die Fahrt ohne weitere Unterbrechung an die ungarische Grenze.

Die geborgte Familie

Dort gab es allerdings kein Weiterkommen und zwar für die nächsten sechs Wochen. Ungarn hatte inzwischen die Grenze dicht gemacht und ließ nur jeden Tag ca. zehn Menschen, alles Familien, einreisen. Da ich aber alleine unterwegs war, musste ich warten. Hilfe kam in Person einer alleinerziehenden Mutter mit ihren beiden halbwüchsigen Kindern. Sie wurde von ihrem Schlepper betrogen und stand ohne Geld da, sie hätte sich in Ungarn nicht einmal Tickets kaufen können. Ich schlug ihr vor, die Reisekosten zu übernehmen, wenn sie mich als ihren Sohn mit über die Grenze nimmt.

Von Györ fuhr ich schließlich nach Wien, wo ich am Hauptbahnhof ankam – der Winter war inzwischen vorbei und ich hatte das Gefühl, endlich in Freiheit angekommen zu sein.

Ich wusste nicht, ob ich in Österreich bleiben sollte. Jedenfalls fuhr ich zuerst einmal nach Graz zu einem Bekannten meiner Familie, wo ich für eine Woche bleiben konnte, um mich auszuruhen und ausgiebig zu waschen.

Ich musste mich entscheiden, ob ich weiterreisen sollte oder bleiben. Mein Gastgeber fragte mich, ob ich Geld verdienen oder weiter in die Schule gehen wolle. Er meinte, wenn ich mich weiterbilden möchte, sei Österreich eine gute Wahl. Ich blieb.

wir haben es geschafft

Nachdem ich meinen Asylantrag in Traiskirchen gestellt habe, kam ich nach Villach und von dort in eine UMF-Einrichtung der Caritas im zehnten Bezirk.

Ich wollte auf jeden Fall meine Chancen hier in Österreich nutzen, in die Schule gehen und die Sprache lernen. Ich hatte das Glück immer Freunde zu haben, die mich unterstützt haben, wenn ich Hilfe brauchte.

Matura mit Asyl

Als ich nach Wien kam, haben die Betreuer:innen für uns Schulen gesucht. Ich wurde zuerst in einen Deutschkurs geschickt, in ein Gebäude das gar nicht wie eine Schule ausgesehen hat. Da ich ja in eine Schule wollte, bin ich wieder raus. Später bekam ich dann doch die Chance, gleich eine Schule zu besuchen und zwar eine so genannte Übergangsklasse in einem Gymnasium in der Donaustadt. Die Mitschüler:innen, insgesamt 16, waren alle Flüchtlinge. Wir wurden in Englisch, Mathe, Deutsch und Ethik unterrichtet, Unterrichtssprache war Deutsch. Vier von uns haben es geschafft, weiter in der Schule zu bleiben.

Inzwischen hatte ich einen negativen Bescheid vom BFA bekommen, aber die Betreuer:innen haben mich beruhigt, dass ich nicht gleich abgeschoben werde. Wir haben dann eine Beschwerde eingereicht und auf einen Termin vor dem Bundesverwaltungsgericht gewartet. Insgesamt hat mein Asylverfahren fünf Jahre gedauert, erst 2021 habe ich dann Asyl bekommen.

Die Zeit in der Schule habe ich in sehr guter Erinnerung, ich war eigentlich mehr in der Schule als in meiner UMF-Wohngemeinschaft. Die Lehrer:innen und vor allem die Direktorin waren immer für mich da, wenn ich etwas gebraucht habe. Vor allem Mathematik war schwierig und die Professorin hat sich Zeit genommen, nach



der Schule mit mir noch Beispiele durchzurechnen. Zum Deutschlernen habe ich von Anfang an – auf den Rat einer Lehrerin hin – viel gelesen, zum Beispiel Zeitungen auf dem Schulweg, der ziemlich lang war. Ich habe dann immer Worte, die ich nicht kannte, aufgeschrieben und die Lehrer:innen oder Betreuer:innen gefragt, was sie bedeuten.

Im gleichen Jahr in dem ich Asyl bekommen habe, habe ich dann auch meine Matura gemacht. Ich habe dann ein Studium an der *Uni Wien* begonnen. Momentan mache ich eine Pause und werde im nächsten Semester mein Studium an der *Pädagogischen Hochschule* fortsetzen.

In einer der Grundversorgungsquartiere hat mich eine Praktikantin in die Halle zum Bouldern mitgenommen, dieser Sport hat mich gleich begeistert, so sehr dass ich mein ganzes Taschengeld für den Eintritt ausgegeben habe. Heute bin ich in einer Boulderhalle geringfügig beschäftigt und kann so viel klettern, wie ich Lust habe.

Mein zweiter Job ist bei der *asylkoordination*, für die ich seit ca. vier Jahren Workshops in Schulen halte, wo ich mit den Schüler:innen afghanische Drachen bau und ihnen von meinen Erfahrungen erzähle, damit sie von jemanden aus erster Hand erfahren was Flucht und Exil bedeuten.

Mein zweiter Job ist bei der *asylkoordination*, für die ich seit vier Jahren Workshops in Schulen halte.

Sondos kämpft für eine bessere Welt

Als Kleinkind kurz vor Weihnachten 2015 in Graz gelandet, ist Sondos Hamo heute eine erfolgreiche Gymnasiastin mit ambitionierten Plänen.

Von Eva Reithofer-Haidacher

Sondos Hamo ist ein aufgewecktes, fröhliches Mädchen. Bald wird sie 13 Jahre alt. Ihre Hobbies sind Schwimmen und Tauchen, Lesen, Filme, Radfahren, Musik und Tanzen – und sie bereitet sich gerade auf die Physik-Olympiade vor. Sie ist Vorzugs-schülerin und hat viele Freundinnen in ihrer Klasse im Grazer *Pestalozzi-Gymnasium*. Also ein sorgloses Leben, möchte man meinen.

Doch hin und wieder treten dunkle Schatten auf: Sie erinnert sich an ihre Flucht vor zehn Jahren, an Hundegebell im dunklen Wald, an Polizeisirenen, an steile, rutschige Wege am Arm ihrer Mutter. Sie hat

Winter 2015/2016:
Nahrin, Abdul und
Sondos sind wieder
zusammen...

ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis und kann sich an viele Details erinnern, obwohl sie noch nicht einmal drei Jahre alt war. „Es war Nacht und überall war Matsch“, weiß Sondos. Noch heute träumt sie manchmal von dieser furchteinflößenden Zeit.

Damals, im Dezember 2015, ging alles gut aus: Sondos und ihre Mutter Nahrin kamen aus dem Irak, wohin sie zwischenzeitlich aus dem kriegsgebeutelten Syrien geflüchtet waren, über den Balkan in Graz an. Dort erwartete sie ihr Vater Abdul schon. „Ich war glücklich und habe ihn umarmt“, erzählt Sondos. „Es war ein sehr schönes Gefühl.“ Die kleine syrisch-kurdische Familie war nach eineinhalb Jahren endlich wieder vereint.

Ein neues gemeinsames Zuhause

Wo aber sollten Abdul, Nahrin und Sondos unterkommen? Der Vater wohnte damals in einem Männer-Quartier der *Caritas* und hatte Sorgen, dass seine Frau und das Kind in ein Aufnahmezentrum in ein anderes Bundesland gebracht würden. Abduls Deutschlehrerin startete spontan einen Facebook-Aufruf, der rasch Erfolg hatte: Ein Grazer Ehepaar räumte die leer gewordenen Kinderzimmer und nahm die dreiköpfige Familie auf. Nur wenige Wochen nach dem Tod des dreijährigen Flüchtlingskindes Alan Kurdi, dessen Leichnam an der türkischen Mittelmeerküste angeschwemmt worden war, waren Mitleid und Hilfsbereitschaft in der österreichischen Bevölkerung groß.



wir haben es geschafft

Sondos erinnert sich daran, kurz nach ihrer Ankunft zum ersten Mal Schnee gesehen und im Garten einen Schneemann gebaut zu haben: „Das war die positive Seite der Kälte, die ich eigentlich als unangenehm empfunden habe. Inzwischen habe ich mich an die anderen Temperaturen gewöhnt.“

Familie Hamo und ihre Gastgeber:innen haben es gut getroffen: Aus dem mehrmonatigen Zusammenleben wurde eine bis heute andauernde Freundschaft. Der kurdischen Familie ist es gelungen, als Asylberechtigte anerkannt zu werden. Sondos hat mit dem mittlerweile neun Jahre alten Youssef einen kleinen Bruder bekommen. Ihr Vater arbeitet als Pizzakoch, sie haben eine schöne Wohnung und einen großen Freund:innenkreis.

Das Beste aus beiden Welten

Sondos besucht die Eheleute am Stadtrand von Graz, in deren Haus sie ihr erstes Jahr in Österreich verbracht hat, gerne. Gemeinsam mit ihnen, ihren Kindern und Enkelkindern fährt sie auf Urlaub, geht ins Schwimmbad, macht Radausflüge, werden Geburtstage und vieles mehr gefeiert. Die Urlaube mit ihrer eigenen Familie gehen meistens nach Deutschland, wohin der Rest der Großfamilie geflüchtet ist. Mit den Großeltern, Onkeln, Tanten und der großen Anzahl an Cousins und Cousinen gehen die Ferienwochen im Fluge dahin.

Sondos hat aus den beiden Welten, in denen sie lebt, jeweils das Beste verinnerlicht. Schön findet sie, dass in der kurdischen Community die Familie einen so großen Stellenwert hat. „Die Kinder dürfen länger aufbleiben und gehen oft erst gemeinsam mit den Erwachsenen zu Bett. Sie werden strenger erzogen und sind respektvoller zu ihren Eltern und Großeltern,“ fällt ihr auf. Dafür seien Jugendliche in



Österreich freier und ältere Menschen fitter, weil sie Sport betreiben und gesundheitsbewusster leben.

2025: Sondos beim Schulfest im Grazer Pestalozzi-Gymnasium.

Der Wunsch nach Frieden in der Welt

Sondos hat ein großes Herz: Als ein aus der Ukraine vertriebenes Mädchen in ihre Klasse kam, hat sie ihr geholfen so gut sie konnte. Eine Frage beschäftigt Sondos seither besonders: „Warum gibt es immer noch Krieg auf der Welt?“

Eigentlich wollte sie Ärztin werden. Wunden zu heilen ist ihr mittlerweile aber zu wenig. Vielleicht lieber Klimaforscherin. Sie ist Mitglied im Klimarat der Schule und das Thema ist ihr sehr wichtig. „Oder Politikerin? Jemand, der die Macht hat, Kriege zu verhindern?“, fragt sie sich.

Sie weiß, dass es bis dahin noch ein weiter Weg ist. Aber was immer sie für einen Beruf wählt, sie wird es schaffen. So wie sie auch die schwierigen Jahre ihrer Volksschulzeit, als die Covid-Pandemie immer wieder zu Homeschooling zwang, gemeistert hat. Sondos ist eine Kämpferin und sie wird ihr Ziel erreichen.

Wartesaal Slowakei

Im Herbst 2015 waren die Aufnahmekapazitäten in Österreich erschöpft. Ab August wurden 500 Geflüchtete vorübergehend im slowakischen Lager Gabčíkovo untergebracht – trotz heftiger Proteste der Bevölkerung. Riem war eine davon.

Ich bin mit meiner Familie Ende September 2015 in Österreich angekommen. Ich war damals 20 Jahre alt. Unsere Flucht aus Syrien wurde von Schleppern organisiert, die haben uns jeweils angewiesen, was wir zu tun haben, aber wir haben nie vorher gewusst, wie und wo es weitergeht.

Von der Türkei sind wir auf die griechische Insel Kos gefahren, von dort nach Athen und weiter über Nordmazedonien und Serbien nach Ungarn. In Budapest sind wir nur eine Nacht geblieben und sind gleich mit dem Auto weiter nach Wien.

Mein Bruder, der schon in Österreich war, hat uns bereits erwartet und nach Traiskirchen gebracht. Im Zug nach Traiskirchen sind wir schwarzgefahren, wir hatten nicht gewusst, dass wir eine Fahrkarte brauchen.

Wir haben eine Nacht dort verbracht, etwas zu essen bekommen und zum Anziehen. Aber wir haben wie im Hühnerstall geschlafen, auf Kartons am Boden, sehr viele Leute in einem Zimmer. Die Polizei hat uns fotografiert. Die Fotos waren ganz schlimm, weil wir wie die Affen ausgesehen haben – das Kopftuch mussten wir

hinter die Ohren stecken, sie haben dann so komisch rausgeschaut. Meine Mutter hat nicht erlaubt, dass ich das Kopftuch abnehme.

Unsere Familie wurde dann getrennt. Einer meiner Brüder war schon in Oberndorf und dort ist ein Platz frei geworden, also sind meine Eltern, mein Bruder und seine Familie nach Oberndorf gebracht worden.

In Traiskirchen haben sie uns gesagt, dass Österreich ein Camp in der Slowakei gemietet hat. Sie haben mich, meine Schwester, meinen Schwager und ihre drei Kinder einfach dorthin geschickt, wir konnten es uns nicht aussuchen. Ich habe Angst gehabt, dass die Eltern in Österreich bleiben und wir irgendwohin kommen. Die Dolmetscherin hat uns beruhigt, und uns wurde versprochen, dass wir schneller einen positiven Asylbescheid bekommen werden.

In Gabčíkovo

Gemeinsam mit anderen Familien wurden wir mit dem Bus in die Slowakei gebracht. Es war viel besser als in Traiskirchen, wir haben ein Apartment gehabt, ein Zimmer für mich mit meiner Tochter, ein Zimmer für die Familie meiner Schwester, das Bad hatten wir gemeinsam.

Das Frühstück war schon um fünf Uhr in der Früh, das war ok, Semmel und Marmelade, aber das Mittag- und Abendessen war sehr schlecht, das konnten wir nicht essen, wir haben fast nur Semmeln geges-

wir haben es geschafft

sen. Ich habe ziemlich viel abgenommen. Die Leute in der Slowakei waren sehr unfreundlich, haben uns auf uns gespuckt vom Fenster oder vom Auto aus. Einmal hat jemand aus dem Auto sogar eine leere kleine Kaffeetasse auf uns geworfen. Wir konnten dort einen Deutschkurs besuchen, mit meiner Schwester bin ich jeden Tag in der Früh zwei Stunden im Deutschkurs gewesen. Es waren dort mehr Männer als Familien. Mein Schwager war besorgt, hat immer ein Auge auf seine Frau gehabt, ob die vielen jungen Männer mit uns reden. Er hatte auch Bedenken wegen des Deutschkurses, weil dort nur Männer waren, er selbst hat nicht teilgenommen.

Die Zimmer mussten wir selber putzen. Wir verbrachten fast den ganzen Tag im Hof des Gebäudes, dort haben wir viele Leute kennengelernt. Manche haben ganz schlimme Situationen auf der Flucht erlebt, einige haben den ganzen Weg von Syrien bis hier zu Fuß zurückgelegt, machen wurden von Schleppern betrogen. Einer, ein sehr guter Schwimmer, hat erzählt, dass er zur griechischen Insel geschwommen ist, weil ihr Boot von der Polizei angeschossen wurde.

In Gabčíkovo war ich ungefähr zwei Monate. Als in Oberndorf ein Platz frei geworden ist, sind wir dorthin gebracht worden. Nun war die ganze Familie in einem großen Haus. Meine Mutter hat gekocht und ich so viel gegessen, als ob ich vorher noch nie was bekommen hätte, ich war so ausgehungert.

Meine Tochter ist gleich in den Kindergarten gegangen. Die Mehrheit der Menschen in der Stadt waren freundlich. Wir waren dort sehr zufrieden und glücklich, haben immer alles bekommen was wir gebraucht haben. Wir sind dann in den Deutschkurs gegangen, auch mein Schwager



musste mitmachen, ihm wurde gedroht, dass er sonst kein Taschengeld bekommt. Ich und meine Schwester haben A1 und A2 gemacht, Alphabetisierung brauchte ich nicht, ich habe ja in Syrien bis zur Matura Englisch und Französisch gelernt.

Schnelle Asylverfahren

Wir wurden beim Bundesasylamt interviewt. Das hat den ganzen Tag gedauert. Jeder aus der Familie wurde etwa eineinhalb Stunden befragt. Ich wurde wirklich jedes Detail gefragt, warum und wieso, warum nach Österreich, wie und wo wart ihr in Syrien, ist jemanden aus der Familie verhaftet worden ... Der positive Bescheid ist dann nach drei oder vier Monaten gekommen. Dann haben meine Schwester und mein Schwager eine eigene Wohnung bekommen. Bald ist noch eine Wohnung frei geworden, ich bin mit den Eltern dorthin gezogen. Mein Mann war schon ein Jahr früher geflüchtet, ich hab mich aber von ihm scheiden lassen. Heute lebe ich in der Stadt Salzburg, habe wieder geheiratet, arbeite in der Schule und bin mittlerweile österreichische Staatsbürgerin.

Wir wurden mit dem Bus in die Slowakei gebracht. Es war viel besser als in Traiskirchen.

Meine Reise zwischen Angst und Hoffnung

Nicht alle Geflüchteten haben es geschafft in Österreich zu bleiben. Vor allem Afghanen wurden nach langen Asylverfahren und intensiven Integrationsbemühungen abgeschoben. Von Shirullah Hussaini

Im Jahr 2015 verließ ich Afghanistan – nicht aus Abenteuerlust, sondern aus Angst um mein Leben. Ich hatte gespürt, dass sich ein unsichtbarer Schatten über mich legte, ein Schatten aus Verfolgung, Drohung und Hoffnungslosigkeit. Ich floh, um zu überleben, und erreichte schließlich Österreich – die Stadt Salzburg, genauer gesagt Oberalm, wo meine zweite Geburt begann.

Dort begann mein neues Leben zwischen Unsicherheit und Hoffnung. Ich lernte viele Österreicher:innen kennen – Menschen voller Güte, Bildung und Menschlichkeit. Sie halfen mir, in einer Sprache zu denken, die nicht meine eigene war, aber bald zur Sprache meiner Seele wurde. Ich besuchte die Sprachschule des *WIFI Salzburg* und bestand erfolgreich das Niveau C1. Jedes neue Wort, das ich lernte, war ein Schritt aus der Dunkelheit. Nach dem Abschluss nahm mich das Abendgymnasium Salzburg auf. Ich erinnere mich an die Lichter in den Klassenzimmern, an die Stimmen der Lehrer:innen, an den Geruch von Hoffnung in jedem neuen Buch. Viele meiner Freund:innen

und Lehrer:innen möchte ich hier nicht namentlich erwähnen, doch in meinem Herzen tragen sie alle Namen aus Licht.

Dann kam die Zeit der Entscheidung.

Ich stellte einen Asylantrag – doch mein Antrag wurde abgelehnt, einmal, dann ein zweites Mal. Ich wartete, glaubte, hoffte. Mit Hilfe eines österreichischen Anwalts ging ich schließlich vor den Obersten Gerichtshof. Dort wurde beschlossen, dass ich nicht abgeschoben werden dürfe – dass ich unter Schutz stünde. Für einen Augenblick fühlte ich mich wieder als Mensch. Doch das politische Klima änderte sich. Rechtspopulistische Parteien unter der Führung von Hofer und Kickl gewannen an Macht, und mit ihnen kam die Kälte zurück. Gesetze wurden zu Waffen, und Mitgefühl zu Schwäche erklärt. Trotz des richterlichen Schutzbeschlusses, trotz der Petition, die mehr als 500 Menschen für mich unterschrieben hatten – Freund:innen, Lehrer:innen, Nachbar:innen, die an Gerechtigkeit glaubten – wurde ich eines Morgens von der Polizei abgeholt. Ohne Vorwarnung, ohne Menschlichkeit. Ich wurde in ein Charterflugzeug gesetzt, gemeinsam mit anderen, die nur das Gleiche wollten wie ich: ein Leben in Frieden.

Zwischen Angst und Staub

Als das Flugzeug in Afghanistan landete, wurde die Stille in meinem Inneren laut. Ich sah das Land meiner Kindheit, doch es war nicht mehr mein Land. Es war ein Ort,

wir haben es geschafft

den ich nur noch im Traum ertragen konnte. Ich blieb nicht lange. Ich floh erneut, diesmal in den Iran. Aber auch dort begann bald eine Welle der Massendeportationen, und ich fand mich wieder an dem Ort, an dem alles begann – in Afghanistan, zwischen Angst und Staub, zwischen Erinnerung und Leere. Heute lebe ich im Schatten all dieser Wege. Ich habe vieles verloren – meine Heimat, meine Ruhe, meine Sicherheit. Aber eines bleibt: die Sprache, die ich in Österreich gelernt habe. Sie ist mein letzter Besitz, mein Schutz, mein Flügel. Wenn ich schreibe, atme ich wieder frei. Dann bin ich nicht mehr der Abgeschobene, nicht mehr der Flüchtling, sondern einfach ein Mensch, der glaubt, dass Worte stärker sind als Grenzen. Und solange ich schreibe, bin ich noch nicht verloren.



Nachwort, ein stiller Dank und eine leise Bitte.

Manchmal, wenn ich spät in der Nacht auf Deutsch schreibe, bin ich selbst überrascht, wie weit ich gekommen bin. Diese Sprache, die einst so fremd und schwer war, ist nun mein Zuhause geworden – ein Zuhause aus Wörtern, Klang und Gefühl. Wenn Menschen meine Texte lesen und sagen, sie könnten kaum glauben, dass ein Geflüchteter sie geschrieben hat, dann erfüllt mich das mit stiller Freude, nicht aus Stolz, sondern aus Dankbarkeit. Doch das Leben, das Schreiben, das Hoffen, all das braucht auch Raum. Ich kämpfe noch immer mit den einfachsten Dingen: ein Dach über dem Kopf, die Miete, die ich bezahlen muss, die Sorge, wie ich den nächsten Monat überstehen soll. Ich schäme mich nicht, das zu sagen, denn es ist kein Betteln, sondern ein Zeichen meiner Ehrlichkeit. Ich bin ein Mensch, der weiterlernen, weiterarbei-

ten, weiterträumen will. Mein größter Wunsch ist es, eines Tages Germanistik zu studieren, nicht nur, um ein Diplom zu haben, sondern um die Tiefe dieser Sprache ganz zu begreifen, um sie zu lehren, zu pflegen und mit ihr Brücken zu bauen zwischen Menschen, Völkern und Herzen. Ich glaube fest daran, dass jedes Leben, auch das eines Abgeschobenen, eine zweite Chance verdient. Und vielleicht beginnt diese Chance mit einem kleinen Zeichen der Hilfe, mit Vertrauen, mit einem offenen Herzen. Möge Gott allen, die mir auf meinem Weg begegnet sind, ein langes Leben, Gesundheit und inneren Frieden schenken. Und möge auch ich eines Tages wieder dort ankommen, wo mein Herz zu Hause ist – in einem Land, das mich nicht nur duldet, sondern versteht.

Liebe Grüße Aischa Hussaini, Shirullah Hussaini und Mohammad Sadeq Hussaini unser lieber Sohn.

Ich floh, um zu überleben, und erreichte schließlich Österreich – die Stadt Salzburg, genauer gesagt Oberalm, wo meine zweite Geburt begann.

Jetzt fehlt nur noch die Staatsbürgerschaft

Als Ali Rezai 2015 in Österreich ankam, war er bereits 19 Jahre alt. Keine guten Voraussetzungen für einen Start in Österreich. Aber mit Hilfe engagierter Menschen hat er viele Hürden erfolgreich gemeistert. Von Karoline Janicek

Momentan ist er sehr zufrieden mit seiner Arbeitsstelle in der Klinik Donaustadt, wo ihn alle kollegial empfangen haben.

Im Gespräch erzählt er, dass er in Afghanistan die Schule bis zur 6. Klasse besucht hat. Seine Stationen auf seinem Weg nach Österreich klingen bekannt: Als Junge noch im Iran, wo er im Keller hausen musste und gearbeitet hat, bis er dann über Umwege, die er nicht schildern möchte, endlich nach Traiskirchen kam. Dort war er vier Monate untergebracht. Ali Rezai berichtet, dass er das Riesenglück hatte, von einer Familie in Wien aufgenommen worden zu sein, bei der er

zwei Jahre wohnen konnte. Der Anfang war eine große Herausforderung, Ali Rezai nennt die Schlüsselwörter: Sprache und Kultur. „Alles war neu“, erzählt der kommunikative und sympathische 29-Jährige, der heute Krankenpflegeassistent in der Wiener Klinik Donaustadt ist.

Die österreichische Gastfamilie war wohl auch an einem wesentlichen Wendepunkt seiner Geschichte wichtig: Als er von Traiskirchen nach Salzburg Land verlegt wurde, holten sie ihn von der Einrichtung ab und er konnte zwei Jahre bei der Familie einziehen. „Am Land war ich einsam. Ich wollte in die Großstadt und mehr Menschen um mich haben, die Schule und Kurse besuchen, die Sprache gut lernen“, vermittelt er im Interview sehr offen.

Ausbildung dank *connecting people*

Am Beginn seiner Bildungslaufbahn in Österreich stand der Deutschkurs bei *Interface*, einer gemeinnützigen GmbH der Stadt Wien, die Ankommende mit Bildungs- und Beratungsangeboten unterstützt. Dort hat er den Pflichtschulabschluss nachgeholt. Diese Zeit, so sagt er im Interview, hat er in besonders guter Erinnerung. Die Lehrenden hätten ihm sehr geholfen und er war trotz der Schwierigkeiten beim Lernen motiviert.

Ali erzählt auch, dass er im Rahmen des Projekts *connecting people* eine Patin hatte, die ihn sehr unterstützt hat und dass nach dem Schulabschluss sein Berufswunsch war, als pharmazeutischer



wir haben es geschafft

Assistent zu arbeiten. Dabei vermittelte ihm seine *connecting people*-Patin eine Praktikumsstelle in einer Apotheke. Durch die Corona-Epidemie ist ein bereits fixiertes Praktikum in einer Apotheke nicht zu stande gekommen. „Das war eine große Katastrophe, ich wusste nicht mehr weiter.“, erzählt Ali.

Für ihn war aber klar, dass er im Fachbereich Pharmazie, Medizin und Pflege oder Ähnliches bleiben möchte und hat sich 2021 für den Aufnahmetest an der *Schule für Sozialbetreuungsberufe* in Mistelbach angemeldet. Dass er den Aufnahmetest und die Ausbildung positiv beendet hat, macht ihn bis heute sehr stolz.

Diese Ausbildung dauert zwei Jahre und in dieser Zeit zeigte sich wieder, wie gut vernetzt Ali zu diesem Zeitpunkt schon war. Da er ja in Wien wohnt, organisierte er sich eine Mitfahrtgelegenheit mit Schulkollegen im Auto.

Ende 2022 hat er die Fachschule als Pflegeassistent und Fachsozialbetreuer abgeschlossen. Was fällt ihm zu dieser intensiven, aber erfolgreichen Phase seines Lebens ein? „Es war sehr anstrengend und eine große Herausforderung, aber ich bin heute so glücklich, dass ich es geschafft habe.“

Der einzige Afghane

Wie nebenbei erwähnt er, dass er auch den Führerschein gemacht hat und die B1-Prüfung des ÖSD erfolgreich absolviert hat. Auf die Frage nach seinem Rechtsstatus erzählt er, dass er ursprünglich subsidiären Schutz hatte, dann den Konventionspass als anerkannter Flüchtling erhalten hat, auch dies ein Meilenstein, der ihn sehr beruhigt hat. „Ich wollte nie zurück nach Afghanistan, ein Land im Krieg“, ergänzt er. Solange er den subsidiären Schutz hatte, war er nervös, abgeschoben



zu werden. Der positive Asylbescheid ist daher ganz sicher einer seiner wichtigsten Momente in Österreich gewesen.

Auf seine Zukunftspläne angesprochen, weiß er sofort eine Antwort: „Der größte Wunsch ist die österreichische Staatsbürgerschaft. Ich habe sie vor einem Jahr beantragt und bei der MA 35 lang auf einen Termin gewartet.“ Im April 2026 hofft er, alle Unterlagen und die nötigen Schritte erledigt zu haben. Seine Mutter und seine Schwester leben noch in Afghanistan, sie als österreichischer Staatsbürger nachzuholen wäre seine Hoffnung.

Beruflich will er sich weiterentwickeln und das Bachelorstudium der Pflegewissenschaft absolvieren. Momentan ist er sehr zufrieden mit seiner Arbeitsstelle in der Klinik Donaustadt, wo ihn alle kollegial empfangen haben und mit einem humorvollen Tonfall in der Stimme sagt er: „Ich bin der einzige Afghane dort.“

Nebenbei erwähnt er, dass er auch den Führerschein gemacht und die B1-Prüfung des ÖSD erfolgreich absolviert hat.

Neubeginn in Zeiten der Pandemie

Tiroler:innen haben den Ruf, gegenüber Fremden abweisend zu sein. Majed kann das nicht bestätigen. Er hat viel Unterstützung erfahren und hilft heute Geflüchteten beim Ankommen. Von Herbert Langthaler

Majed Altalaa war im Norden Syriens Polizist, genauer gesagt, Offizier mit einer akademischen Ausbildung. Für ihn und seine Familie, die als Araber:innen im Norden Syriens zwischen allen Fronten stehen, wird es mit Fortdauer des 2011 ausgebrochenen Bürgerkriegs immer gefährlicher. „Da kämpften alle mit allen“, beschreibt Majed die Situation. Also verließ die sechsköpfige Familie das Land, zunächst in die Türkei, wo er die Familie zurückließ und sich im August 2015 dem großen Track nach Europa anschloss. Mit dem Schlauchboot fuhr er zusammen mit 56 anderen nach Griechenland und setzte die Flucht in einer über 300-köpfigen Gruppe zu Fuß, mit Bussen und Zügen bis nach Ungarn fort. Dort löste sich die Gruppe auf, und Majed, der eigentlich nach Deutschland wollte, kam nach Österreich. Hier wurde er von der Polizei festgenommen: „Sie haben mir gesagt, ich muss meine Fingerabrücke geben, sonst bringen sie mich nach Serbien.“

Eine große Runde durch Österreich

Nach einer Nacht in Polizeigewahrsam wurde Majed nach Traiskirchen geschickt

und von dort nach Klagenfurt. Als eine weitere Verlegung, diesmal in die Slowakei, angekündigt wurde, bekamen viele seiner Leidensgenossen Angst. „Die Security hat uns gewarnt, wir sollten nicht gehen. Andere haben gesagt, dass wir, wenn wir gehen, in zehn Tagen Papiere bekommen würden“, erzählt Majed. Die Angst siegte und die Bewohner:innen der Camps weigerten sich, in die Slowakei zu gehen: „Die Verwaltung war sehr böse und hat die Polizei gerufen und fast alle Leute wurden nach Kufstein gebracht.“ Auch dort sollte Majed kein längerer Aufenthalt vergönnt sein, nach zwei Wochen ging es weiter nach Lienz. „Eine große Runde“, meint er heute lapidar.

Kein Guter Start

Die erste Zeit in einem Grundversorgungsquartier in Lienz ist in schlechter Erinnerung geblieben: „Wir waren zu zehnt in einem Zimmer. Die meisten Leute schliefen am Tag und spielten Karten in der Nacht.“ Nach zehn Tagen ohne richtigen Schlaf war Majed mit den Nerven am Ende: „Ich wollte zurück nach Syrien, es war die schlimmste Zeit meines Lebens, härter als im Gefängnis in Syrien.“ Nach vielen Interventionen schaffte er es, in ein anderes Quartier verlegt zu werden. Inzwischen war es Winter geworden, die folgenden fünf Jahre sollte der syrische Neuankömmling in Osttirol bleiben.

Majed erlebte auch viel Unterstützung von Ehrenamtlichen beim Deutsch-

wir haben es geschafft

lernen oder bei der Suche nach einer neuen Bleibe nach dem Ende des Asylverfahrens Ende 2016. Der Ex-Spitzensportler wurde eingeladen, mit den Einheimischen Basketball zu spielen und machte bei dem Theaterprojekt *Warum sind wir hier mit*.

Das Frühjahr 2017 brachte große Freude: Majeds Frau und die vier gemeinsamen Kinder durften im Rahmen der Familienzusammenführung aus der Türkei einreisen – ein neues Quartier wird notwendig. In Leisach, wenige Kilometer südlich von Lienz, kann mit Hilfe des Pfarrers ein Haus gefunden werden. Majed besucht einen Deutschkurs, arbeitet ehrenamtlich beim *Roten Kreuz*, wo er auch 2019 eine Sanitäter-Ausbildung beginnt.

Arbeitsmarkteinstieg dank Pandemie

Der Ausbruch der Corona-Pandemie bringt dann 2020 den ersten richtigen Job: Corona-Tester für eine private Firma. Allerdings muss Majed dafür nach Innsbruck übersiedeln. Etliche Monate bleibt die Familie getrennt, Majed pendelt nach Lienz. „Ich habe vier Monate in ganz Tirol eine Wohnung für sechs Personen gesucht – aber niemand will an eine so große Familie vermieten. Alle haben gesagt, geht nach Wien“, erinnert er sich.

Immer wieder fragt Majed die Menschen, die er testet, ob sie von einer freien Wohnung wissen – endlich bekommt er die Adresse einer Genossenschaft. Zwar muss die Familie immer wieder übersiedeln, aber man ist zufrieden. Die Kinder – zwei Töchter im Alter von 18 und 11 Jahren sowie zwei Söhne im Alter von 17 und 13 Jahren – können in die Schule gehen. Inzwischen haben die älteren eine Ausbildung im örtlichen *Hilton-Hotel* begonnen.

Mit dem Ende der Pandemie ist auch der Job weg und Majed überlegt, nach Wien zu übersiedeln. Dabei macht aller-



dings die Familie nicht mit. Schließlich findet er eine Anstellung als Heimleiter eines Flüchtlingsquartiers des *TSD (Tiroler Soziale Dienste)* in Zirl. Seine Frau, sie war in Syrien Lehrerin, hat mit der Tochter einen Online-Handel aufgebaut. Seit kurzem ist Majed österreichischer Staatsbürger: „Ich habe es nie gedacht, dass ich es schaffe, weil es so schwierig ist. Man muss perfekt sein, keine Strafe, keine Sozialhilfe, man muss sein wie ein Engel.“

Die Zukunft bleibt ungewiss. Wegen der wenigen Asylanträge wurden zuletzt einige Häuser des *TSD* geschlossen. „Vielleicht verliere ich die Arbeit“, befürchtet Majed. In diesem Fall würde er gerne für ein paar Monate nach Syrien zurückkehren: „Es gibt dort eine Organisation, die macht Katastrophenschutz. Dort möchte ich ein paar Monate freiwillig arbeiten, für meine Seele.“

Seit kurzem ist Majed österreichischer Staatsbürger: „Ich habe es nie gedacht, dass ich es schaffe, weil es so schwierig ist.“

Nubus Blick aufs Leben

Der Weg der jungen Tadschikin kann als Erfolgsgeschichte gelten. Sie hat viel erreicht seit sie 2015 nach Österreich gekommen ist. Nuba blickt mit Optimismus in die Zukunft und unterstützt auch andere geflüchtete Frauen. Von Erika Kudweis

„Könnten Sie nicht etwas echt Trauriges erzählen?“ wurden Nuba und ihre Schwester Nawi gefragt. Sie saßen im Sommer 2022 mit anderen geflüchteten jungen Frauen in Lyon an einem Tisch mit Politikerinnen und sollten von ihrer Ankunft in Europa erzählen. Die beiden Schwestern sahen sich an und meinten dann bestimmt, dass es ihnen in Österreich immer gut ergangen war. Sie hatten Hilfe bekommen und hatten eine Ausbildung machen dürfen. Nein, sie konnten leider nichts Schlechtes berichten. Staunen war die Reaktion. Später sagte man mir, dass es nicht hilfreich sei, so jemanden an einen Tisch mit Vertreter:innen der Politik zu setzen.

Nubuwat wird von ihren Freundinnen/Vertrauenspersonen liebevoll Nuba genannt und ich bin stolz, mich zu diesen zählen zu dürfen. Kennengelernt habe ich die junge Dame im Jahr 2020 als wir im Verein *PatInnen für alle* begannen das *Erasmus Plus Projekt CoE Ur – Mit ganzem Herzen für Europa* umzusetzen. Ihr Freund und heutiger Ehemann Esmatullah hatte sie zu den ersten Vorbereitungstreffen

mitgebracht. Seit 2016 hatte Esmatullah einen engagierten Paten und war so an den Verein angebunden.

Im Juni 2015 war Nuba als 15-Jährige mit ihrer Mutter, der jüngeren Schwester Nawi (eigentlich Nawischarta – damals 13) und ihrem Bruder (7) von Tadschikistan nach Österreich gekommen. Sie waren rasch von Traiskirchen nach Innsbruck gebracht worden. Denn dort gab es freie Plätze. Beim Erzählen erinnert sie sich: „Wir waren eine Woche in Traiskirchen und am Samstag der gleichen Woche haben sie uns gefahren. Sie haben Zwischenstopps gemacht in unterschiedlichen Ortschaften. Wir waren eine von den letzten Stationen: Innsbruck. Unser Asylheim war neu, wir waren unter den ersten dort. Es war Samstagabend, nach der Anmeldung haben wir € 40,– für vier Personen bekommen. Kein Essen, nix. Wir wussten nicht, dass Samstag alle Geschäfte nach sechs zu sind. Es war schon ein Drama. Mein Bruder war ja noch klein.“

Positives Denken

In der Erinnerung geht man den Weg nochmals und dann tauchen auch die schwierigen Situationen wieder auf. Sonst zeichnet Nuba und ihre Schwester die große Gabe aus, dass sie aus jeder Situation die positiven Aspekte bemerken und auch immer das große Ganze im Auge behalten. Ich hatte nach einer 12-stündigen Fahrt mit dem Zug von Wien nach Lyon müde festgestellt, dass dies schon eine lange –

wir haben es geschafft

„zache“ Anreise war. Nubu meinte: „Es war sooo nett, denn wir konnten uns lange unterhalten und Karten spielen. Es ist so schön, dass wir jetzt in Lyon/Frankreich sind!“

Zwei Ausbildungen

Die Familie erhielt nach zwei Jahren Asyl und Nubu absolvierte nach den Deutschkursen in Innsbruck die Lehre zur Hotel- und Gastgewerbe-Assistentin. Es ging ihr hauptsächlich darum, schnell einen Ausbildungsort zu bekommen. Ihr sonniges und freundliches Gemüt half ihr im Tourismus sehr. Als sie zu Esmatullah, genannt Essi, zog, entschied sie sich noch eine weitere Ausbildung zu machen. „Nachdem ich nach Wien umgezogen bin, habe ich die Lehre als Einzelhandels-Kauffrau mit Schwerpunkt Parfümerie begonnen. Ich habe nur die verkürzte Lehre gemacht, da ich schon eine Ausbildung absolviert hatte. Ich wollte was Neues lernen. Und meine Liebe zu Parfum und Pflege hat mich zu dieser Ausbildung gebracht. Ich wollte auch Menschen helfen, die Probleme mit der Suche nach Pflege hatten, weil ich selber eine problematische Haut schon immer hatte und damals konnte mich keiner so richtig beraten. Ich wollte selber zur hilfreichen Person werden.“

Hilfe für andere

Seit 2020 engagiert sich Nubu im Verein *PatInnen für alle* ehrenamtlich und seit Herbst 2023 ist sie Vorstandsmitglied als Stimme der Jugend. Das Frauenprojekt *FrauenPower* unterstützt Nubu tatkräftig. Dabei fällt auf, dass sie neben Empathie auch ein großes Maß an Toleranz vorlebt. Sie ist damit ein wichtiges Bindeglied zwischen den (teils feministischen) PatInnen und den Patentöchtern/söhnen und deren Familien. Sie weiß um den starken Einfluss



der Familien, den hohen Anspruch, den manche junge Frauen an sich stellen und schafft mit ihrem Verständnis ein konstruktives Arbeitsklima. Besonders aufgefallen war dies bei der Umsetzung des kleinen Integrationsratgebers *Von Frauen für Frauen*, der auf Deutsch, Dari und Somali Ende 2024 umgesetzt wurde. Junge Frauen aus Afghanistan und Somalia sammelten Tipps für neu in Österreich ankommende. Die Fotos der großartigen Fotografin Anna Stöcher in diesem Ratgeber zeigen die Mitwirkenden, ohne dass ihre Gesichter zu erkennen sind. Dies zu ihrem Schutz. Jede der jungen Frauen erhielt als Erinnerung auch ein Foto von vorne.

Der Ratgeber *Von Frauen für Frauen* kann kostenlos (gegen eine kleine Spende fürs Porto) bestellt werden:

kudweis@patinnenfueralle.at

Nachdem ich nach Wien umgezogen bin, habe ich die Lehre als Einzelhandels-Kauffrau mit Schwerpunkt Parfümerie begonnen.

Für immer in zwei Welten leben

Die Geschichte von Ameer Alfuraiji, der aus Bagdad aufbrach, um zu leben, in Tirol Wurzeln geschlagen hat und doch weiter seiner Herkunft verbunden bleibt.

Von Susanne Meier

Ameer Alfuraiji hatte die schönste Kindheit, die man sich nur vorstellen kann: Barfuß mit den Geschwistern und Freunden umhertoben, Fußball spielen – wild und frei hat er sich gefühlt, geliebt und geschützt im Kreise der Familie. Und das, obwohl schon damals der Krieg im Irak wütete und das Land von Armut, Hunger und Tod überschattet war. „Als Kind habe ich all die Probleme des Krieges nicht wahrgenommen“, erzählt der heute 35-Jährige bei einem Gespräch in einem Kaffeehaus in Innsbruck. Die Schwierigkeiten des Heranwachsens in einem Land voller Konflikte beginnen für ihn mit etwa 13 Jahren. Damals wird ihm bewusst, dass er nie sicher sein kann, ob er seinen Vater wieder sieht, wenn der morgens zur Arbeit geht. Gute zehn Jahre später entscheidet sich Ameer, dass er so nicht leben kann: „Ich bin nicht gegangen, weil ich nicht sterben wollte, sondern, weil ich leben wollte.“

Aufbruch mit ungewissem Ziel

Die Flucht von Ameer Alfuraiji beginnt am 30. Juli 2015. Er fliegt von Bagdad nach Istanbul. Noch weiß er nicht, dass es eine

Flucht ist. Vielleicht bleibt er in der Türkei? Vielleicht kehrt er nach einem Monat zu seiner Familie zurück? Seine Eltern ahnen bei der Verabschiedung, dass sie ihren Sohn nicht wiedersehen werden. Ameer entscheidet sich bald dazu, dass es nur vorwärts gehen kann. Europa wird sein Ziel und das seiner irakischen Freunde, die er unterwegs kennenlernt. Gemeinsam beschließen sie, nach Izmir zu fahren. Ameer zahlt € 1.200,– für die Überfahrt mit einem Schlauchboot von Izmir nach Griechenland. Ungefähr 50 Minuten dauert die Überfahrt. Erzählen kann Ameer darüber mehrere Stunden lang. Wie sie mitten in der Nacht in einen ausgebauten Kühltransporter klettern mussten, der so voll mit Menschen war, dass er kaum atmen konnte. Wie die Schlepper bewaffnet waren, sie beschimpften und er sich so still verhalten musste wie nie in seinem Leben zuvor. Wie er sich die besorgten Worte des Vaters in Erinnerung rief, bloß nicht in ein Schlauchboot zu steigen, da er nicht schwimmen konnte. Wie mitten auf dem Meer plötzlich der Motor ausging und er für die längsten Minuten dachte, dass er sterben würde. Wie dieser schwarze Teppich aus Wasser vor ihm lag, über ihm riesengroß die Sterne leuchteten und rundherum Dunkelheit.

Nach der Überfahrt durchquerte Ameer Nordmazedonien, Serbien und Ungarn. Er kam in Wien an und fuhr direkt weiter nach Innsbruck. Ein Freund hatte ihm erzählt, dass es in Innsbruck sehr

wir haben es geschafft

schön ist. Den Namen seines neuen Wohnortes konnte er damals noch nicht richtig aussprechen: Innsbruck.

Acht verlorene Jahre

Der Weg, um sich in der Tiroler Landeshauptstadt ein neues Zuhause aufzubauen, sollte noch lang und beschwerlich werden. „Im Asylverfahren habe ich acht Jahre meines Lebens verloren“, erzählt Ameer. In dieser Zeit musste er vier Mal die Unterkunft innerhalb Tirols wechseln. Nach einem Negativbescheid im Jahr 2017 bekam er einen weiteren Termin vier Jahre später. Das Bundesverwaltungsgericht entschied im Jahr 2023, dass Ameer asylberechtigt ist. Die Richterin entschuldigte sich für die lange Verfahrensdauer.

Trotz der Unsicherheit lernte er so gut Deutsch, dass er die B2-Prüfung und die Dolmetsch-Prüfung bestand. Er war ehrenamtlich aktiv in einer Unterkunft für unbegleitete minderjährige geflohene Jugendliche und im Altenheim. Heute arbeitet Ameer als Kindergartenassistent. Den Kindern möchte er ermöglichen, dass sie genauso eine schöne Kindheit haben wie er sie hatte.

Der Löwenzahn schlägt Wurzel

Außerdem hat Ameer einen eigenen Verein gegründet, der geflohene Menschen beim Ankommen in Österreich unterstützt. „Hindiba“, der Name des Vereins, ist das arabische Wort für Löwenzahn. Das Besondere am Löwenzahn ist, dass er beinahe überall Wurzeln schlagen kann. Der Verein bietet Deutschkurse an. Bald wird es auch einen Arabischkurs geben. Gemeinschaftsaktivitäten wie Feste in Unterkünften für geflohene Menschen, zu denen die Nachbarschaft eingeladen wird, sind ein weiterer Angebotsschwerpunkt.



Ameer weiß, dass Innsbruck nie seine Heimat sein wird. Zu sehr fühlt er sich mit seiner Familie und seinen Erinnerungen im Irak verbunden. Aber er ist glücklich, dass er Sicherheit, einen Job, ein Dach über dem Kopf und Freund:innen in Österreich hat. Er hat sich damit arrangiert, ein Leben in zwei Welten zu führen. Auch wenn das nicht immer leicht ist, macht es sein Leben doch weiter, reicher und vielfältiger. Ameer weiß es zu schätzen, dass er zwei Möglichkeiten zu leben kennt: zwei Sprachen, zwei Kulturen, zwei verschiedene Lebenswelten. Aber freiwillig hat er dieses Leben nicht gewählt.

Den Namen seines neuen Wohnortes konnte er damals noch nicht richtig aussprechen: Innsbruck.

Neue Heimat im Mostviertel

Familie F. hat es geschafft sich in einer kleinstädtischen Umgebung in Niederösterreich gut einzuleben. Geholfen haben dabei die ehrenamtlichen Helfer:innen von Willkommen Mensch. Von Sepp Ginner

Arma, geboren 1979, war in der neunten Klasse der allgemeinen Grundschule, als der Bürgerkrieg in Kabul zwischen unterschiedlichen Mujaheddingruppen ausbrach. Es war dies der Anfang einer jahrzehntelangen Abfolge von Kriegen und der Diktatur der Taliban, die für Arma Hausarrest und Abbruch der Schullaufbahn bedeutete.

Sie heiratete 2006 den um zehn Jahre älteren Yossuf, der einige Zeit in Moskau als Händler mit Waren aller Art gearbeitet hatte und nun nach Kabul zurückgekehrt war.

Für die drei Kinder, die sie in rascher Folge gebar, sah Arma keine Zukunft in diesem von Krisen gebeutelten Land. Als die erste Tochter eines Tages am Schulweg fast entführt wurde, reichte es Arma. „Yossuf!“, sagte sie zu ihrem Mann, „wir müssen hier weg!“ Und die beiden beschlossen, über Moskau nach Europa zu flüchten. Yossuf organisierte einen Flug nach Moskau und die Weiterreise nach Europa. Von Russland ging es zu Fuß und per Auto in Richtung Westen. Mehrere Wochen waren sie unterwegs, oft in Wäldern

in einem Zelt übernachtend. Das jüngste der drei Kinder war erst eineinhalb Jahre und musste getragen werden. Yossuf fielen fast die Arme ab von der Anstrengung und das Kind weinte die ganze Zeit.

Über die Slowakei wurden sie von Schleppern während der Nacht weitergeleitet, schließlich gelangten sie gemeinsam mit anderen Flüchtlingen in einem Kastenwagen nach Wien. Dort wurden sie festgenommen und nach einer Nacht im Anhaltezentrum nach Traiskirchen überstellt. Endlich etwas Sicherheit: ein Raum mit vier Betten, Sanitäranlagen, Essen, Frühstück, Mittagessen und Abendessen, dazwischen auch noch eine Jause. Die Leute waren freundlich, es ging alles geordnet ab und man hatte Ruhe.

Endlich in Sicherheit

Es begannen die Einvernahmen und bald schon die Gewissheit: Ja, man darf bleiben. Der Familie wurde subsidiärer Schutz gewährt. Nach zwei Monaten in Traiskirchen ging es weiter nach Puchenstuben an der Mariazellerbahn. Die Herberge lag im obersten Ortsteil, eine steile Straße führte hinauf und weil Mia schon sieben Jahre alt war, wurde sie sofort eingeschult. Die kleine Volksschule im Ort konnte nur wegen der zahlreichen Flüchtlingskinder im schulpflichtigen Alter aufrecht erhalten werden.

Sieben Monate später, es war ein sehr schneereicher Winter, kam die Einladung, in den Ort Steinakirchen am Forst

wir haben es geschafft

zu kommen. Dort hatte ein kleiner Verein *Willkommen Mensch* eine Wohnung eingericthet, gerade groß genug für eine fünfköpfige Familie. Im Jänner 2015 wurde die Wohnung bezogen. Yossuf konnte einen Deutschkurs besuchen, aber wichtiger war es für ihn – und für die Zukunft seiner Familie in Österreich –, dass er mithilfe des Vereins schnell eine Arbeit fand. Ein großes Sägewerk stellte ihn im Oktober 2015 als Sägehelfer ein. Er fuhr die sechs Kilometer bis zum Sägewerk mit dem Fahrrad oder mit Arbeitskollegen.

Arma war wegen der Kinder viel zu Hause. Hannelore, eine pensionierte Volksschullehrerin, unterrichtete sie fast jeden Tag in Deutsch und so konnte sie bald mit den Nachbarn und den zahlreichen Helfer:innen des Vereins gut kommunizieren.

Mia und Usaf gingen in Steinakirchen in die Volksschule, Junos in den Kindergarten. Für die Kinder war es leicht, Deutsch zu lernen und schon nach kurzer Zeit hatten sie Freund:innen und plauderten im ortsüblichen Dialekt.

Endlich ein sicheres Zuhause zu haben, war für die Familie beruhigend und stabilisierend. Arma wurde schwanger. Im Dezember 2016 kam Minia zur Welt.

Keine Staatsbürgerschaft für Familienvater

Die Berufung gegen den Erstbescheid auf subsidiären Schutz führte dazu, dass die ganze Familie Aslyberechtigung erhielt. Arma, mit dem Baby am Arm, konnte die Richterin überzeugen, „dass sie in Österreich nicht nach der konservativ-afghanischen Tradition lebt, sondern diese ablehnt und sich in Österreich an eine Lebensführung ohne religiös motivierte Einschränkungen angepasst hat“.



Die Familie übersiedelte in eine größere in Wolfpassing. Als Minia das Kindergartenalter erreichte, suchte auch Arma Arbeit und wurde in einem Gasthaus in Wolfpassing als Küchenhilfe angestellt. Mia, die älteste Tochter, wechselte nach der Mittelschule in das Oberstufengymnasium Scheibbs. Usaf besucht nun die Handelsakademie in Amstetten, Junos die Mittelschule in Steinakirchen und Minia die Volksschule.

2024 suchte Arma um die österreichische Staatsbürgerschaft an, die im März 2025 an alle Mitglieder der Familie verliehen wurde, außer an Yossuf, der wegen fehlender B1-Prüfung nicht ansuchen konnte. Einen Deutschkurs neben der Schichtarbeit zu besuchen, war ihm nicht möglich gewesen. Ihm war es wichtig, Geld zu verdienen, um selbstständig die Familie zu erhalten. Das gesparte Geld ermöglichte im Mai 2025 den Kauf eines Hauses in Wieselburg. Die Familie übersiedelte dorthin und hat nun endlich die Heimat gefunden, in der es Sicherheit gibt.

Im März 2025 wurde die österreichische Staatsbürgerschaft an alle Mitglieder der Familie verliehen, außer an Yossuf, der wegen fehlender B1-Prüfung nicht ansuchen konnte.

Waheeds schwerer Weg

Die Asylverfahren der 2015/16 gekommenen afghanischen Staatsbürger:innen dauerten lange und endeten oft negativ. Ihnen drohte die Abschiebung nach Afghanistan. Hunderte mussten in andere EU-Staaten weiterziehen. Von Erika Kudweis

Das Entsetzen war den Dreien ins Gesicht geschrieben. Das Unfassbare war passiert. Waheed hatte trotz authentischem Asylgrund, bester Vorbereitung und der Vertretung durch einen Asylanwalt das finale NEIN zu seinem Aufenthalt in Österreich bekommen. Kein internationaler Schutz war ihm gewährt worden. Was nun?

Ursprünglich hatten Martina Höss und ihr Partner Michael Holzmüller 2016 den jungen erwachsenen Afghanen Waheed auf der *Transition Base*, einem Projekt für experimentelles und nachhaltiges Bauen, kennengelernt. Sie bauten damals einen alten Zirkuswagen in ein Tiny-Haus um. Waheed war in der gleichen Baugruppe und brachte sich gleich ein – er konnte mit anpacken und trotz noch bescheidener Deutschkenntnisse war er ein wertvolles Mitglied der Gruppe.

Der Kontakt blieb auch nach diesem Projekt aufrecht, Martina begleitete Waheed zur *Caritas*, stellte ihn der betagten Nachbarin vor und diese begann mit ihm Deutsch zu lernen. Langsam wurde Waheed ein Teil von Martinas und Michaels Leben und umgekehrt.

Waheed: „Ich erinnere mich sehr gut als ich Martina und Michi zum ersten Mal gesehen habe. Es war sehr lustig, weil ich noch nicht sehr gut Deutsch konnte. Wir haben dann angefangen, ohne den anderen gut zu verstehen, eine sehr starke Beziehung aufzubauen.“

Flucht nach Frankreich

Martina übernahm die Patenschaft für Waheed und gemeinsam kämpften sie für seine Möglichkeit, in Österreich bleiben zu dürfen. Aber im Sommer 2019, nach drei-einhalb Jahren war es Gewissheit: Der Staat Österreich möchte ihn abschieben. Dem entzog sich Waheed und begab sich neuerlich auf die Flucht. Diesmal nach Frankreich. Und das war eine gute Entscheidung. Denn Waheed erhielt Asyl. Doch zuvor musste er das sogenannte Dublin-Verfahren überstehen. Er hatte wahrheitsgemäß seine Identität in Frankreich bekannt gegeben und die Behörde hatte auch seine Fingerabdrücke gefunden. Acht Monate zitterte Waheed, denn jedes Monat musste er sich bei der Präfektur (Polizei) melden. Jedes Mal hatte er Angst, dass er nun nach Österreich und dann weiter nach Afghanistan abgeschoben werden könnte. Aber das war nicht passiert.

Waheed durfte ins Asylverfahren, machte dort die gleichen Angaben wie zuvor in Österreich und erhielt Asyl, lernte Französisch und war ein wichtiger Teil des Erasmusprogramms *CoEur – Mit ganzem*

Herzen für Europa des Vereins *PatInnen für alle*. In Lyon berichtete er 2021 in einer Diskussionsrunde den anwesenden Politikerinnen (der Vizebürgermeisterin und einer Stadträtin) über seinen Werdegang, seine Angst vor Abschiebung und sein Engagement für die Integration von Geflüchteten. Er sprach sowohl in Deutsch (für die Delegation aus Österreich) als auch auf Französisch für die Zuhörer:innen vor Ort. Es waren alle schwer beeindruckt und die beiden Politikerinnen verließen den Saal mit Tränen in den Augen. Recht so. Danke an Waheed!

Seine Pateneltern waren 2021 mit *CoE Ur* nach Lyon und auch 2023 nach Marseille als Betreuer:innen mitgekommen, denn sie begleiteten Waheed auch weiterhin auf seinem Weg. Das gab ihm die Kraft durchzuhalten.

Solidarität über Grenzen

Was macht denn das Verhalten des österreichischen Staats mit all jenen, die den Weiterfliehenden lieben und zurückbleiben? Es wird ihnen das Vertrauen in den Rechtsstaat Österreich genommen. Denn wie kann es sein, dass jemand in Frankreich auf Anhieb Asyl und damit internationalen Schutz erhält und in Österreich in keiner Instanz Recht erhielt? Diese Entscheidung des Staates Österreich bedingt, dass ein Teil des Lebens der hellfenden Österreicher:innen zerstört und ein geliebter Mensch, der voll integriert war, in die Ungewissheit geschickt wird. Wenn nicht nach Afghanistan, dann durch die Weiterflucht nach Frankreich oder ein anderes europäisches Land. Sie müssen wieder mit einer neuen Sprache beginnen, noch bevor sie die Gewissheit haben, nun vielleicht doch endlich bleiben zu dürfen.

Und es kostet viel Kraft den jungen Menschen, den Patensohn, auf diesem



schwierigen Weg zu begleiten. Vielen ging es so. Man zittert mit und hofft. Das vorher erwähnte Erasmusprojekt *CoE Ur* griff diesen Schmerz der Zurückgebliebenen und jener der Weitergeflohenen auf und ermöglichte mehrmals ein Wiedersehen in Frankreich. Gemeinsam erleben die jungen Menschen die europäische grenzüberschreitende Solidarität, setzen sich für die weitere Integration der Geflüchteten ein und schaffen so bei den politischen Entscheidungsträger:innen Bewusstsein.

„Ich bin noch immer sehr froh, dass ich meine europäische Familie gefunden habe“, erklärt Waheed, der sich als Europäer fühlt – was gibt es Schöneres und Tröstenderes? Er ist angekommen und darf bleiben. „In Brest habe ich eine Ausbildung als Elektriker gemacht und bin sehr zufrieden damit“, erzählt er und ergänzt: „Ich fühle mich hier sehr wohl – wie in Jahgori, wo ich geboren bin. Ja ich fühle mich wirklich zu Hause!“

Seine Pateneltern waren 2021 mit *CoE Ur* nach Lyon und auch 2023 nach Marseille als Betreuer:innen mitgekommen.

2015 war eine Sternstunde der Zivilgesellschaft



Judith Kohlenberger ist heute die wohl meist zitierte österreichische Migrationsforscherin. Begonnen hat ihre Beschäftigung mit dem Thema Flucht und Migration 2015 mit einer groß angelegten Erhebung unter Geflüchteten in Notquartieren.

*Mit Judith Kohlenberger sprach
Herbert Langthaler*

asyl aktuell: Was haben Sie für Erinnerungen an 2015? Es war doch auch Ihr persönlicher Einstieg in die Migrations- und Fluchtforschung.

Judith Kohlenberger: Kaum zu glauben, dass seither schon 10 Jahre vergangen sind. Manches wirkt so, als wäre es gestern gewesen. Meine erste Beschäftigung mit dem Thema ist entstanden, als der Demograf Wolfgang Lutz im Herbst 2015 eine Studie unter ankommenden

Flüchtlingen durchführen wollte. Er hat mich mit einer Kollegin, die Statistikerin ist, zusammengebracht. Unser Team ist dann schnell auf zehn Forschende angewachsen.

Es war für mich eine unglaublich interessante Erfahrung, weil wir in Teamarbeit unmittelbar an etwas gesellschaftlich Relevantem gearbeitet haben. Man hatte auch gemerkt, dass diese Forschungsarbeit gefragt war und an den Ergebnissen durchaus Interesse bestand. Gleichzeitig taten sich zusätzlich zu den Fragen, die wir mit der Studie beantworten wollten, zahlreiche weitere Fragen auf, die weitere Studien notwendig machten. Dabei habe ich erstmal gelernt, wie stark der gesellschaftliche Diskurs über Flucht und Migration und die Fakten dazu auseinanderklaffen. Das hat mich persönlich angetrieben, nicht nur der Wissenschaft treu zu bleiben, sondern die Ergebnisse auch in die öffentliche Debatte zu bringen.

aa: Eine ganz wichtiges Thema, zu dem Sie auch viel geforscht haben, ist Integration vor allem am Arbeitsmarkt.

JK: Bezuglich Arbeitsmarktintegration sieht man bei den 2015 Angekommenen, dass einiges gelungen ist. Um die 60 Prozent der Frauen und Männer haben einen Job. Wenn man nur die Männer anschaut, sind es wesentlich mehr. Da wir uns aber nur auf *AMS*-Zahlen stützen können, unterschätzen wir wohl die Gesamtzahl jener, die tatsächlich erwerbstätig sind. Denn es gibt Geflüchtete, die nie beim *AMS* gemeldet waren und trotzdem in den Arbeitsmarkt gefunden haben. Zudem werden in den Argumentationen und Darstellungen oft auch Kohorten miteinander vermischt. Um die Frage „Haben wir die 2015/2016 Gekommenen integriert?“ zu beantworten, kann man nicht auf aktuell arbeitslos gemeldete Flüchtlinge blicken. Unter diesen sind die wenigsten 2015 angekommen, sondern wesentlich später. Zudem haben sich Bildungshintergrund und Erwerbsbiografien aufgrund des lange anhaltenden Konflikts in Syrien und ausgedehnter Aufenthalte in Transitländern verändert, und das nicht zum Positiven. 2015 hat kaum ein:e Syrer:in einen Alphabetisierungskurs auf Arabisch benötigt, das ist heute leider anders. Syrien hatte vor dem Bürgerkrieg die höchste Alphabetisierungsrate in der ganzen Region. Der lange Krieg hat vieles zerstört.

Man kann nicht nur auf Grund der Anzahl der beim *AMS* gemeldeten Geflüchteten ableiten, dass die Integration gescheitert ist. Der häufigste Weg ist nun einmal, dass die Menschen nach dem Asylverfahren ein bis zwei Jahre beim *AMS* gemeldet sind, damit sie Deutschkurse besuchen, sich weiter qualifizieren und dann in den Arbeitsmarkt kommen können. Es sind eben nicht nur 2015, sondern die letzten

10 Jahre hindurch Menschen in relativ konstant hoher Zahl auch nach Österreich geflüchtet, weshalb die *AMS*-Zahlen eben konstant hoch geblieben sind. Diese Zahlen bilden aber nicht dieselben Menschen seit zehn Jahren ab, sondern immer wieder neue, die nachkommen – während andere aus dem *AMS*-Bestand einen Job gefunden haben und dort nicht mehr auftauchen.

aa: Gibt es Unterschiede bei der Arbeitsmarktintegration je nach Herkunftsland?

JK: Es hat sich herausgestellt, dass Afghan:innen einen rascheren Einstieg in den Arbeitsmarkt geschafft haben als Syrer:innen. Sie sind schneller in den Arbeitsmarkt eingestiegen, wenn auch auf einem niedrigen Niveau. Die Möglichkeit des Lehrabschlusses hat vielen jungen Afghan:innen eine Höherqualifizierung ermöglicht und für die anschließende Integration in den Arbeitsmarkt gesorgt.

Bei den Syrer:innen, die eher die klassische Mittelschicht repräsentierten, spielte auch die Erwartung, an ihre frühere Erwerbs situation anknüpfen zu können, eine Rolle. Jedoch sind typische Mittelschicht-jobs meistens kommunikationsintensiver; dafür braucht es Deutschkenntnisse mindestens auf dem Niveau von B2, wenn nicht noch höher. Auch die Anerkennung der im Ausland erworbenen Qualifikationen ist für Syrer:innen ein Thema, da viele von ihnen – auch akademische – Berufsabschlüsse haben, deren Anerkennung sich als sehr schwierig gestaltet und lange dauert. Es gab unter den besonders hochqualifizierten Syrer:innen eine Gruppe von Ärzt:innen, die dann nach Deutschland weitergegangen sind, weil dort die Anerkennung von Bildungsabschlüssen etwas leichter ist als in Österreich. Man sieht also, dass für Österreich qualifizierte Zu-

wanderung verloren gegangen ist aufgrund der bürokratischen Hürden.

Es gibt einen deutlichen Gap in der Arbeitsmarktintegration zwischen Männern und Frauen. Bei Frauen zeigte sich häufig eine zeitliche Verzögerung – das ist der sogenannte Arrival-Effekt. Viele Frauen bekommen direkt nach ihrer Ankunft in Österreich ein Kind oder manche auch mehrere hintereinander, und stehen daher zunächst dem Arbeitsmarkt gar nicht zur Verfügung. Sie melden sich erst später beim AMS, um Arbeit zu suchen. Es spielen

gestiegen sind, weil es schon eine Community gegeben hat. Bei Syrer:innen hat es ja eigentlich noch keine Community gegeben.

JK: Das stimmt auch. Afghan:innen sind auf eine gut integrierte Community getroffen, die vor allem auch bei der Betreuung der großen Gruppe der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge (UMF) sehr unterstützend war. Wenn diese auch von Österreicher:innen ehrenamtliche Unterstützung erfahren haben, führte das wenig überraschend zu den besten Ergebnissen in der Arbeitsmarktintegration. Diese als Jugendliche nach Österreich gekommenen Geflüchteten haben oft Karrieren geschafft, die wirklich beeindruckend sind.

Mir hat 2015 ein AMS-Mitarbeiter erklärt, dass, wenn jeder:jede Geflüchtete, der:die nach Österreich kommt, eine: Österreicher:in zur Seite gestellt bekäme, der:die ihn:sie durchs System führt, Integration quasi ein Selbstläufer wäre. Dabei hatte er nicht unrecht.

aa: Es gibt ja auch noch andere Parameter, mit denen Integration gemessen werden kann. Gibt es da Aspekte, die Sie in letzter Zeit untersucht haben?

JK: Die Migrationsforschung beschäftigt sich mit unterschiedlichen Dimensionen, die sowohl für die neu angekommenen Menschen als auch für die Aufnahmegerügsellschaft relevant sind. Meist steht in den Untersuchungen das Ökonomische oder Strukturelle im Vordergrund, weil man hier harte Indikatoren wie Erwerbs- oder Arbeitslosenquote hat, die sich leicht messen lassen. Aber mindestens genauso wichtig ist die soziale Integration, die kulturelle und die politische Partizipation, die Gesundheit und das Bildungssystem – wie gut sind die Menschen im System ange-

Qualifizierte Zuwanderung ist für Österreich verloren gegangen aufgrund bürokratischer Hürden.

hier aber auch andere Faktoren hinein, die grundsätzlich alle Frauen in Österreich betreffen, wie fehlende Kinderbetreuung, familiäre Sorgearbeit usw. Und dann kommen noch die vielen Zuschreibungen und Projektionen dazu, etwa in der Kopftuch-Debatte. Es ist also komplexer als der vermeintliche Zwang, den der Mann über seine Frau ausübt. Bei den meisten geflüchteten Familien ist der ökonomische Druck so groß, dass man es sich gar nicht leisten kann, dass die Frau nicht arbeitet. Die aktuelle politische Diskussion dreht sich jedoch darum, den Druck zu erhöhen, indem man Sozialleistungen kürzt. Wie wir jedoch wissen, besteht der Druck zu rascher Integration und Erwerbsaufnahme Geflüchteter schon lange, dies hat jedoch zur Reduzierung von vorhandenen Schwierigkeiten keinen erkennbaren Beitrag geleistet.

aa: Bei Afghan:innen könnte ja auch ein Grund sein, warum sie etwas besser ein-

kommen, wie konnten sie Platz finden in der Aufnahmegerügschaft, in welchen sozialen Kontexten leben sie? Die politische Partizipation ist für Geflüchtete und migrierte Menschen in Österreich nur schwer möglich, weil der Zugang zur Staatsbürgerschaft hoch restriktiv ist. Es gibt schon Menschen, die 2015 gekommen sind und mittlerweile die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten haben, aber der Weg dorthin ist herausfordernd – das österreichische Staatsbürgerschaftsrecht ist eher exkludierend als inkludierend.

In punkto Gesundheitssystem hat sich gezeigt, dass bei Geflüchteten Informationslücken bestehen, aber auch, dass es im Bereich der psychischen Gesundheit – wir haben uns konkret Angststörungen und Depressionen angeschaut – mehr Betreuung bräuchte. Obwohl viele Geflüchtete mit dem österreichischen Gesundheitssystem zufrieden sind, gab und gibt es öfter ungedeckte Gesundheitsbedürfnisse als in der Gesamtbevölkerung.

Und in unserer aktuellen *AMS*-Studie zeigt sich, wie schwierig die soziale Inklusion ist. Viele Geflüchtete sagen, dass sie sich mehr Kontakt zu Österreicher:innen wünschen. Das ist interessant, weil eigentlich wird ja eher behauptet, dass sich die Geflüchteten segregieren und eine Parallelgesellschaft bilden. Wobei man auch hier differenzieren muss. In ländlichen Regionen können Kontakte oft besser und leichter geknüpft werden als in der anonymen Großstadt, wo man einen Großteil der sozialen Bedürfnisse durch die eigene Community abdecken kann. Aber wenn es im Dorf nur eine einzige Flüchtlingsfamilie gibt, ist man gezwungen, den Austausch aktiv zu suchen.

Am Anfang gab es vor allem bei Geflüchteten in ländlichen Strukturen einige Konversionen – Menschen, die vom musli-

mischen Glauben zum katholischen Glauben übergetreten sind. Da war weniger die religiöse Komponente relevant als die soziale. Geflüchtete haben verstanden, dass das Kirchenjahr das Sozialleben am Land strukturiert und es den Kindern besser geht, wenn sie auch zur Erstkommunion gehen können und am Religionsunterricht teilnehmen. Das hat auch wohl damit zu tun, dass es in vielen Gemeinden die kirchlichen Organisationen in der Flüchtlingshilfe aktiv waren und schon ein Naheverhältnis zur Pfarrgemeinde oder zum Pfarrer bestand.

aa: Es war ja auch eine politisch turbulente Zeit in Österreich, gerade viele Maßnahmen zur Arbeitsmarktintegration hatten nach dem Regierungswechsel keinen Bestand. Was waren Ihrer Meinung nach die ärgsten Versäumnisse dieser letzten zehn Jahre?

JK: Ich glaube, dass man der Frage der Verteilung der Asylwerber:innen zu wenig politisches Gewicht zugemessen hat. Nicht nur im Sinne einer Residenzpflicht. Die Politik hätte von Anfang an darauf hinwirken müssen, dass sich alle Bundesländer gleichermaßen bei der Aufnahme von Geflüchteten beteiligen. Es gab ja in der Grundversorgungsvereinbarung das Durchgriffsrecht des Innenministers, das aber wegen der föderalen Strukturen und der Entscheidungsbefugnisse der Landeshauptleute nie exekutiert wurde. So kam es zu einer deutlichen Ungleichverteilung, die wiederum politisch gegen Geflüchtete instrumentalisiert wurde. Wenn alle Bundesländer aufnahmebereit gewesen wären, würden sich auch gewisse Herausforderungen wie Jobchancen, Lehrstellen, nicht besetzbare offene Arbeitsplätze – besonders etwa in der Gastronomie – entspannen. Derzeit aber sind die infrage

kommenden offenen Stellen nicht dort, wo die Flüchtlinge sind.

Wie unsere Studie zeigt, übersiedeln geflüchtete Menschen auch deswegen nach Wien, weil dort das Integrationsangebot besser ausgebaut ist und man mit dem öffentlichen Nahverkehr leichter zu den Deutschkursen kommt. Solche Angebote hat man in anderen Bundesländern nicht, auch weil man ohnehin nicht wollte, dass die Leute bleiben.

Und natürlich dauerten zu Beginn die Asylverfahren viel zu lange, das hat sich allerdings gebessert. Ein weiteres Problem ist nach wie vor das de facto Arbeitsverbot für Asylwerber:innen. Zwar ist es möglich, mit dem sogenannten Ersatzkräfteverfahren eine Beschäftigungsbewilligung zu bekommen, aber das schaffen nur wenige, weil die bürokratischen Hürden so hoch sind, nicht nur für die Geflüchteten sondern auch für Arbeitgeber:innen. Das wirkt abschreckend. So hat man wertvolle Zeit für Integration und Einstieg in den Arbeitsmarkt verstreichen lassen, was in der Folge vieles schwieriger gemacht, wenn nicht sogar verhindert hat. Es gibt mittlerweile auch Studien, die zeigen, dass alles, was am Anfang schlecht läuft, einen disproportional lange nachwirkenden negativen Effekt hat.

aa: Was wurde richtig gemacht, und wenn ja, von welchen Playern?

JK: Gut ist, und darauf werde ich immer wieder auch bei internationalen Konferenzen angesprochen, die Integrationsstruktur, die geschaffen wurde. Die AMS-Kompetenzchecks beispielsweise waren ein Leuchtturmprojekt. Leider können diese aufgrund der fehlenden Mittel für das AMS nicht in der bisherigen Form weitergeführt werden.

Die verbesserte Struktur erkennt man auch an der kürzeren Zeitdauer, die jetzt zwischen der Ankunft von Personen und dem ersten Arbeitsmarktkontakt liegt, obwohl die neu ankommenden Menschen oft niedrigere Ausbildungsniveaus haben oder erst alphabetisiert werden müssen. Hier wurde ein Framework geschaffen, ein Pfad, der durch gewisse Maßnahmen (z.B. das Integrationsjahr) vorgegeben wird. In der Theorie ist das sehr gut. In der Umsetzung sehen wir aber viele Schwierigkeiten, zum Beispiel bei der Qualität der angebotenen Deutschkurse.

Was für mich das Positivste ist: 2015 war eine Sternstunde der Zivilgesellschaft. Da haben die Österreicher:innen und alle, die hier leben, gezeigt, was sie stemmen können. Wie sie dort eingesprungen sind, wo staatliche Strukturen ausgelassen haben, ist beeindruckend. Und auch was für einen langen Atem viele hatten und haben – bis heute. Man hat es 2022 gesehen: Es war viel schneller plötzlich wieder alles „da“, was nötig war, man hat verstanden, wie es geht und was man tun muss.

aa: Sprechen wir noch über die politischen Dimension, über die Sie in ihrem letzten Buch geschrieben haben, dieses Kippen und dieses Instrumentalisieren des Themas von autoritären Bewegungen und Parteien. Wann hat das begonnen oder war das schon da? Hätte das vielleicht irgendwie gebremst oder verhindert werden können?

JK: In Österreich waren wir bei diesem Thema quasi Pionier:innen – der Grundstein wurde schon vor Jahrzehnten gelegt. Seit den 1990ern wurden fast alle Forderungen, die im „Österreich zuerst“ – vulgo „Ausländer raus“-Volksbegehren gestellt wurden, umgesetzt, aber nicht von der FPÖ, sondern von anderen Partei-

en in Regierungsverantwortung. Das zeigt, wie sich das Spektrum in den letzten Jahrzehnten stetig verschoben hat.

In anderen europäischen Ländern war die Entwicklung langsamer. Deutschland macht jetzt im Schnelldurchlauf das durch, was wir über die letzten Jahrzehnte hierzulande gesehen haben. Das sind keine einzelnen Wahlergebnisse, sondern ein genereller historischer Trend, den ich als autoritäre Wende beschreibe. Und die fokussiert stark auf Migrationspanik. Denn 2015 als Symbol des staatlichen Kontrollverlusts gliedert sich in viele andere krisenhafte Momente ein.

Wenn ich auf die letzten zehn Jahre zurückblicke, ist die sogenannte Flüchtlingskrise nur eine Episode unter vielen anderen. Denn dazwischen gab es noch eine globale Pandemie, den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine, den Zerfall der regelbasierten Ordnung und eine neue multilaterale Blockbildung, eine Klimakrise, die an Fahrt gewonnen hat, und die Situation im Nahen Osten, den Aufstieg der KI und vieles mehr. Direkt davor die Finanzkrise von 2008. Das alles spielt zusammen und bewirkt ein generelles Gefühl der Überforderung und des Kontrollverlusts. Migration ist ein Kristallisierungspunkt, an dem sich dieses diffuse Gefühl festmachen lässt, zumal Migration auch räumlich näher – nämlich in meinem mehr oder weniger unmittelbaren Lebensumfeld – stattfindet. Rechte Parteien schaffen es, das allgemeine Gefühl der Überforderung auf ein konkretes Problem, eben „die Migrationskrise“ herunterzubrechen. Und wenn wir diese einer simplen, vermeintlichen Lösung zuführen, nämlich „Festung Österreich“ bauen, dann wäre alles wieder wie früher. Das ist natürlich falsch. Dieses utopische „Früher“, als alles noch gut und ethnisch homogen war, gab es in der Form



nie. Die Debatte wird jedoch oft unter dem Prisma „Migration“ zusammengefasst, obwohl sie nichts oder nicht nur mit Migrationsfragen zu tun hat. Deshalb verfängt auch der Verweis auf Arbeitsmarktdaten oder demografische Notwendigkeiten bei Wähler:innen rechter Parteien kaum. Denn das ist nichts, was emotionalisiert. Migrationspanik aber sehr wohl.

Meine Wahrnehmung ist leider, dass die Talsohle der Grauslichkeiten beim Thema Asyl und Flucht noch nicht erreicht ist. Irgendwann werden wir aber eine gegenläufige Entwicklung sehen müssen, schon allein aufgrund der Realität, der wir uns gegenübersehen. Abschottung und Isolationismus sind auf Dauer nicht möglich, weder ökonomisch noch kulturell oder emotional. Daher bleibe ich optimistisch, schon allein, weil Resignation keine Alternative ist.

„Das hat mich angetrieben die Ergebnisse auch in die öffentliche Debatte zu bringen.“

Train of Hope

Ein Zug, der vor zehn Jahren aus dem Nichts kam, noch immer fährt und Hoffnung gibt. Von Andrea Jantschko



12 Uhr Mittag an einem Freitag im September 2025: Das Community-Center für Vertriebene aus der Ukraine öffnet seine Pforten – so wie jeden Mittwoch bis Sonntag seit fast drei Jahren. Es ist ein großer Umschlagplatz für all das, was man* brauchen könnte, wenn das Leben im Herkunftsland nicht mehr möglich ist und das Leben im Zielland der Flucht noch zu neu, zu unbegreiflich und noch zu fremd ist. Was kann die:der Besucher:in hier bekommen? – Informationen, Kleidung, Essen, Gesellschaft, Verständnis, Zuhörer:innen ... Es gibt Ansprechpartner:innen, Bücher und Kurse in der Muttersprache sowie jede Menge Möglichkeiten, selbst aktiv zu werden. Jeder:r, der:die möchte, kann ihre:seine Fähigkeiten hier einbringen. Hier schaffen drei hauptamtliche Mitarbeiter:innen zusammen mit einem Heer von Freiwilligen – aus Österreich und aus der Ukraine – ein Bienenhaus am Leben zu erhalten, das beeindruckend viele Aktivitäten anbietet. Von den klassischen Tätigkeitsfeldern der Versorgung mit materiellen Grundgütern über persönliche Beratung und Rechtshilfe bis hin zu Bildungsangeboten ist alles vertreten.

Auf Augenhöhe begegnen

Die wohlsortierte Kleiderausgabe im zweiten Stock des Community-Centers ist ein Beispiel für viele Win-Win-Situationen: Alles ist tip-top sauber gepflegt und einladend arrangiert. Ältere geflüchtete Personen nehmen hier die Spenden an, sortieren und präsentieren sie. Sie haben kaum Chancen, jemals am österreichischen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Die meisten von ihnen leben getrennt von ihren Familien, hier haben sie jedoch Anschluss gefunden und eine sinnvolle Tätigkeit, die ihren Alltag strukturiert. Die Kleidungsstücke werden nicht verteilt, sondern angeboten, jede:r sucht sich aus, was er: sie braucht und tragen möchte. Dies entspricht einem der Prinzipien der Aktivist:innen von *Train of Hope*: Nicht Almosen verteilen, sondern auf Augenhöhe begegnen. Menschen, deren Existenz vollkommen auf den Kopf gestellt wurde, ihre Würde zu belassen oder wieder zu geben.

Weiters gilt: Nicht „die notwendigsten Bedürfnisse erfüllen“, sondern „bieten, was auch immer möglich ist“. Es werden zum Beispiel nicht nur Grundnahrungsmittel als Spenden angenommen, sondern auch Süßigkeiten.

Zu den Maximen gehört auch, nicht FÜR sondern MIT den geflüchteten Personen gemeinsam Hilfe zu organisieren, sie nicht auf ihre Flüchtlings-Eigenschaft zu reduzieren, sondern sie als ganzen Menschen wahrzunehmen. Ebenso dürfen und sollen die anderen ehrenamtlichen Helfer:innen sich entfalten und ihre persönlichen Kompetenzen einbringen. Nichts ist vorgegeben und in ein bestimmtes Fahrwasser gelenkt, alle Aktivitäten richten sich nach der Situation und den jeweiligen Bedürfnissen der Zielgruppe.

Tausende halfen am Bahnhof

Diese Offenheit dürfte ein Teil der Erklärung sein, warum sich *Train of Hope* im Herbst 2015 so rasend schnell entwickelte und zunächst am Wiener Hauptbahnhof binnen weniger Tage eine Infrastruktur schaffen konnte, die tausenden an kommenden bzw. durchreisenden Migrant:innen zielgerichtete Erstversorgung bieten konnte. Mit dabei zu sein bei der Verteilung von warmen Mahlzeiten, dem Organisieren von Schlafplätzen, Rechtsberatung etc. war Empowerment pur – und zwar für alle Beteiligten. Es waren keine abgebrühten Profis am Werk, sondern Menschen, die schlicht und einfach taten, was im Moment getan werden musste. Manuela Ertl, eine der Aktivist:innen der ersten Stunde, formuliert deren Beweggründe so: „Der Staat hat versagt – die Wiener Bevölkerung wollte nicht dabei zuschauen, die Menschen haben uns leidetan...“ Nach wenigen Wochen konstituierte sich die spontan entstandene Bewegung als Verein um sowohl leichter mit Behörden kooperieren zu können als auch den freiwilligen Helfer:innen – über 6.000 Personen – ein Mindestmaß an Absicherung zu gewährleisten.



Das Projekt entwickelte sich laufend weiter, denn zu tun gab es auch in den folgenden Jahren mehr als genug. Es entstand das Zentrum im 23. Bezirk, das bis heute mit Rat und Tat, Lebensmitteln, Möbeln und sogar einem Gemeinschaftsgarten Migrant:innen jeglicher Herkunft beim Aufbau ihres neuen Lebens unterstützt. Mittlerweile wurde *Train of Hope* auch zu einem Mitglied im Verband der österreichischen Tafeln und sorgt damit dafür, dass gerettete und gespendete Lebensmittel den Menschen in der Grundversorgung zugutekommen, die mit äußerst wenig Geld auskommen müssen. Für diesen Bereich gibt es immerhin geringe staatliche Förderung aus dem Bereich Vermeidung von Lebensmittelabfällen.

Für das gesamte Projekt *Train of Hope* gibt es jedoch leider bis heute keine Grundfinanzierung und somit keine Absicherung und keine langfristige Perspektive. Beim Rückblick auf zehn aktive Jahre mischen sich daher die diesbezügliche Enttäuschung mit dem Stolz auf die erfolgreiche Arbeit: „Solange man uns braucht, werden wir weitermachen – so lange wir es noch finanzieren können.“

Es waren keine abgebrühten Profis am Werk, sondern Menschen, die schlicht und einfach taten, was im Moment getan werden musste.

Ein Speisesaal für Respekt und Lebensfreude

Die Idee zum *Comedor del Arte* stammte vom Hainfelder Franz Witzmann. Er wollte immer schon ein Haus betreuen, in dem sich Menschen kostenlos auf kreative und spielerische Weise entfalten können und nicht nur mit dem Nötigsten abgespeist werden.

Von Alexandra Eichenauer-Knoll

Im Rahmen des Sozialfestivals *Tu was, dann tut sich was*¹ konnte Franz seinen Traum im Jänner 2016 umsetzen. Er wurde Leiter eines Hauses mitten in Hainfeld und vor allem unermüdlich hilfsbereiter Gesprächspartner für unsere rasch wachsende Community. Ich selbst half mit Deutschkursen, organisierte Einreichungen, Workshops und die nötige PR. Wir hatten Glück, segelten, so verrückt die Idee auch ursprünglich schien, bei gutem Wind und waren ein tatkräftiges Team.

Das Haus, konzipiert für „Hiesige und Zugroaste“, wurde fast ausschließlich von Menschen, die im Ort oder im nahen Asylquartier *Klammgruberhof* einquartiert waren, genutzt. Der Zuspruch war so groß, dass uns das Leader-Geschäftsführerin Petra Scholze-Simmel, ermutigte, uns als Leader-Projekt für weitere drei Jahre

zu bewerben, wofür wir 2017 den Verein *Herzverstand* gründeten.

In den Folgejahren waren wir durch Markteinnahmen, Spenden und verschiedene weitere Zuwendungen bereits solide aufgestellt und konnten relativ unbeschwert insgesamt acht Jahre lang das Begegnungshaus führen. So viel zu den nicht unwesentlichen finanziellen Rahmenbedingungen.

Kreativität und Kooperation

Gerade in den ersten Jahren war es im besten Sinne turbulent – es gab laufend Deutschkurse, Workshops, Spielenachmittage; Leute kamen, um Tee zu trinken, zu plaudern, auf den Bus zu warten, unseren WLAN-Anschluss zu benutzen oder um in unserer Nähwerkstatt im ersten Stock zu arbeiten. Und es kamen die von Franz so geliebten Kinder – zum Spielen und für Hausaufgaben.

Rückblickend sind es vor allem künstlerische Projekte, die eine besondere Strahlkraft entwickelten. Zwei afghanische Schauspieler, die bei Festen auftraten und dafür Stücke schrieben, erst nur pantomisch, dann mit Text: Bei *Alte Helden* spielten der halbe Vereinsvorstand mit und Franz in der Rolle des Robin Hood. In einigen Kreativworkshops wurden Pro-

¹ Das Festival wurde initiiert vom *Zentrum für Ethik und Armutsforschung* in Salzburg, finanziert von österreichischen Privatstiftungen und organisiert vom *Leader-Büro Mostviertel-Mitte*

initiativen projekte vereine

dukte erzeugt, die wir am Weihnachtsmarkt verkauften – Schachteln aus einem Buchbinder:innenseminar, Fußabstreifer aus alten Kletterseilen, Taschen und Yoga-pölster aus gespendeten Stoffen. Dafür fanden wir immer ehrenamtliche Leiter:innen. Ich selbst veranstaltete eine Zeitlang Frauentreffen mit Vorträgen meiner Freundinnen und einen Singkreis mit Ukrainer:innen.

Im Sommer gab es Kulturfeste, spontane Bolani-Partys sowie eine Zeitlang sogar ein Küchenteam, das bei Veranstaltungen aufkochte.

Denn auch die lokale Anbindung war uns ein großes Anliegen – wie sonst sollte Integration gelingen? Franz hielt z. B. mit Mohammad Ahmadi einen Pantomime-workshop in der Volksschule Hainfeld ab. In Kooperation mit dem Stadtmarketingverein *Wir Hainfelder* nähten unsere tüchtigen Schneider:innen nicht weniger als 40 Engelkleider für den Volksschulchor. Im Sommer gab es mehrmals Angebote, die wir auch im Rahmen des örtlichen *Ferienspiels* ausschrieben. Und bis heute organisieren wir Leute, die sich als Osterhasen für den Ostermarkt verkleiden.

Talente zu entdecken, Gleichgesinnte zu vernetzen, alles schien uns leicht und spielerisch von der Hand zu gehen. Und so hatten wir auch kaum Anfeindungen zu ertragen.

Es geht weiter – auch ohne Gründer

In der Coronazeit wurde es schwierig, aber trotzdem war das Haus weiterhin geöffnet und vor allem Kinder wurden beim Homeschooling unterstützt. Nach dem Ende des Lockdowns bis zu seinem unerwartet Ableben war Franz, unterstützt von Renate Höfler, vor allem für Kinder und Jugendliche in der Hausaufgabenbegleitung tätig.

Schon bei seinem Begräbnis im Juli 2023 zeigte sich, dass der *Comedor del Arte* längst nicht nur ein Haus, sondern eine große Familie ist. Auch ohne Haus sind wir bis heute mit vielen verbunden, helfen u.a. beim Ausfüllen von Formularen, Ärzt:innenbesuchen oder Hausaufgaben. Und wir leisten auch finanzielle Hilfe, z. B. für einen Schulausflug, der mit € 200,- das Budget einer Familie in Grundversorgung sprengt, oder für Psychotherapie für von jahrelangem Warten zerhörte Menschen. Einmal finanzierten wir sogar einen Führerschein. Gerade die Umbruchphase zwischen dem positiven Statusbescheid und dem Ankommen in einem „normalen“ Leben mit Wohnung und Arbeit fordert besondere Begleitung.

Wir machen weiter, solange wir gebraucht werden und die Kraft dazu haben. Ganz persönlich bin ich zutiefst dankbar, durch die unterschiedlichen Begegnungen so sinnstiftend beschenkt zu werden.

www.comedordelarte.at
[https://www.filmchronisten.at/filme/](https://www.filmchronisten.at/filme/gelebte-visionen/)
[gelebte-visionen/](https://www.filmchronisten.at/filme/gelebte-visionen/)

Und natürlich gab es Kulturfeste im Sommer und eine Zeitlang sogar ein Küchenteam, das bei Veranstaltungen aufkochte.



Gemeinsam stark

gemma! Der Name ist Programm: Der Grazer Verein motiviert seit zehn Jahren zu gemeinsamen Aktivitäten von Menschen, die in Österreich und in anderen Ländern geboren sind. Eine Erfolgsgeschichte mit Ups und Downs.

Von Eva Reithofer-Haidacher

Eigentlich hat alles schon vor 2015 begonnen. Stefanie Stadlober lebte mit einem jungen Afghanen in einer Wohngemeinschaft. „Wir waren zu dritt sehr beschäftigt, ihn beim Ankommen zu unterstützen“, erzählt sie. Die Obfrau des Vereins *gemma! – GEMEINSAM MACHEN* erlebte damals, wie unterstützend ein Freund:innenkreis, der hier geboren und aufgewachsen ist, sein kann.

Als 2015 viele Jugendliche aus fernen Ländern ankamen, wollte sie gemeinsam mit vier Freund:innen ein breiteres Angebot auf die Beine stellen. Bei Workshops der *Young Caritas* entstanden erste Ideen für ein Projekt, die sie in Schulen und Asyl-Quartieren vorstellten: Über gemeinsame Aktivitäten sollten sich junge Menschen aus unterschiedlichen Kulturen näherkommen und Freundschaften entstehen. „Damals war das Mindestalter für ehrenamtliches Engagement 18 Jahre. Wir wollten einen Rahmen schaffen, wo sich auch Jüngere treffen können“, erzählt sie. Das Inter-



resse war groß: 80 Schüler:innen und 70 geflüchtete Jugendliche wollten teilnehmen. Das erste Kennenlernen fand schließlich im März 2016 statt. Ihre gemeinsamen Interessen waren: Fußball, Musizieren, Deutschlernen, Radfahren, Bummeln, Volleyball.

Stolze Bilanz

Danach startete *gemma!* mit einer Kerngruppe aus 50 Personen. Stefanie Stadlober muss heute noch lächeln, wenn sie daran denkt, dass die Aktivitäten als Selbstläufer gedacht waren: „Wir wollten die Leute zusammenbringen und dann sollten sie sich unkompliziert und selbst organisiert weiter treffen.“ Doch so einfach war es nicht. Bald war den Initiator:innen klar, dass für eine erfolgreiche Umsetzung ihrer Idee eine klare Struktur notwendig war. Ein Vorstand wurde gegründet, eine Generalversammlung abgehalten, ein Vereinslokal in der Grazer Innenstadt eröffnet. „Und das alles zu 100 Prozent ehrenamtlich und aus Spenden finanziert“, so Stadlober.

Ihr Engagement hat sich gelohnt, 2020 konnte das Team stolz auf ihre Bilanz verweisen: 458 Teilnehmende aus 24 Nationen waren mehr als 2.000 Stunden ge-

meinsam aktiv. Dafür investierte das Organisationsteam 6.380 Stunden. Und das trotz der herausfordernden Situation während der Covid-Pandemie, wo auf virtuelle Treffen, Termine im Freien und mit den nötigen Sicherheitsmaßnahmen ausgewichen werden musste.

Langer Atem

Die Liste der Angebote ist lang – von Radausflügen, Boxen, Schwimmen und Kochabenden bis hin zu Lernhilfe und individueller Beratung. Herzstück ist das Erzählcafé & Infobüro, das mittlerweile zweimal wöchentlich stattfindet und in dem alle Fragen und Lebensthemen Platz haben.

Die Zahl der Teilnehmenden wächst. Sie kommen aus der Ukraine, Syrien, Afghanistan, Iran, Jemen, Ägypten, Somalia, Österreich u.v.m. „Es ist sehr durchmischt“, sagt Stefanie Stadlober, doch sei es mittlerweile eine Herausforderung, Einheimische zum Mitmachen zu bewegen. „Altersgrenze gibt es keine, alle sind willkommen und es sind durchaus auch ältere Menschen und Familien bei unseren Aktivitäten dabei“, erzählt sie. Der Aufenthaltsstatus – ob im Asylverfahren oder mit Studierendenvisum – spielt keine Rolle.

Das Team hat einen langen Atem bewiesen, doch ihre Lebenssituation hat sich geändert. „Wir waren früher alle Student:innen und hatten andere zeitliche Ressourcen“, meint Stefanie Stadlober, die in der Zwischenzeit drei Studien – Transkulturelle Kommunikation, Dolmetschen und Soziale Arbeit – abgeschlossen hat und neben ihrer Tätigkeit bei *gemma!* als Übersetzerin für Englisch und Spanisch arbeitet. Um weitermachen zu können, gibt es nun drei Angestellte mit geringem Stundenausmaß, die die Aktivitäten und die

14 Freiwilligen koordinieren.



Finanzierung ungewiss

Ohne öffentliche Förderung geht es nicht mehr, doch die wackelt zunehmend. Das Projekt *Sport verbindet, das gemma!* gemeinsam mit der *asylkoordination* durchführt, wird vom Sportministerium voraussichtlich nicht mehr weiter finanziert. Das Land Steiermark hat in den vergangenen Jahren die Förderung ihres Hauptprojektes *IBIB: Interkultureller Begegnungsraum & Individuelle Beratung* stets ohne Begründung abgelehnt.

„Unser Ziel für nächstes Jahr ist es, unser Angebot aufrechtzuerhalten. Das ist nur möglich, wenn *IBIB* und Sport gut ausfinanziert sind“, so Stadlober. Grund genug für ein Crowdfunding, das professionell aufgesetzt ist und derzeit erfolgreich läuft. Dank langjähriger Netzwerk-Arbeit sind im Endspurt rund € 20.000,– eingelangt. Ein gutes Zeichen, denn ein friedliches und respektvolles Miteinander ist gefragter denn je. In diesem Sinne: *Ad multos annos, gemma!*

Weitere Infos: www.gemma.group

Die Liste der Angebote ist lang – von Radausflügen, Boxen, Schwimmen und Kochabenden bis zu Lernhilfe und individueller Beratung.

Die Flüchtlingshilfe bringt Leben in die Häuser zum Leben

Wahrscheinlich ist es nur Insider:innen bekannt, dass in einigen Wiener Pensionist:innenwohnhäusern heute auch Flüchtlinge und Vertriebene leben. Begonnen hat dieses ungewöhnliche Projekt im Sommer 2015.

Von Herbert Langthaler



An der Grinzingler Allee, wo sich Weingärten mit Villen und Gemeindebauten mischen, liegt der massive Gebäudekomplex des 2012 eröffneten *Haus Döbling*. In dieser Einrichtung des *Fonds Kuratorium Wiener Pensionisten Wohnhäuser - Häusern zum Leben* finden sich unter einem Dach neben einem Senior:innenwohnhaus ein stationäres Hospiz, aber auch ungefördernte Senior:innen-Wohnungen und im Erdgeschoß ein Kindergarten.

Warum sich an diesem Abend Anfang Oktober der Speisesaal des Hauses mit Gästen – darunter Stadtrat Peter Hacker und FSW-Chefin Anita Bauer – füllt, liegt an einer Besonderheit dieses Hauses. Hier wohnen auch geflüchtete und vertriebene Personen, die bei ihrem Neuanfang in Österreich unterstützt werden. Gefeiert wird das zehnjährige Jubiläum der Flüchtlingshilfe im Rahmen der *Häuser zum Leben*, mit Reden, ukrainischem Essen und dem Chor *Nadiia* (das bedeutet *Hoffnung*), zu dem sich meist ältere ukrainische Frauen, Bewohner:innen des *Haus Mariahilf* zusammengetan haben. Zwar war das *Haus Döbling* 2015 das erste der *Häuser zum Leben*, das Geflüchtete aufgenommen hat, aber inzwischen gibt es weitere Standorte, an denen ebenfalls Geflüchtete und Vertriebene betreut werden.

Dringender Apell

Aber wie kam es dazu, dass in städtischen Pensionistenwohnhäusern Flüchtlinge leben? 2015 gab es eine Anfrage an gemeindennahe Einrichtungen, ob sie Quartiere für Geflüchtete zur Verfügung stellen können. Die *Häuser zum Leben* erklärten sich damals bereit, im *Haus Döbling* nicht benötigte Wohnplätze zur Verfügung zu stellen und eine Betreuung im Rahmen der Grundversorgung aufzubauen. Als die erste Generation einzog, war das von großer Hilfsbereitschaft und Enthusiasmus begleitet. Man nahm zuerst an, dass es sich um



eine vorübergehende Lösung handelt. „Es hat dann schon einmal die Fragen gegeben: wie lange denn „vorübergehend“ sein soll“, erzählt Christian Ellensohn, seit über fünf Jahren Leiter der Flüchtlingshilfe der *Häuser zum Leben*. Als er anfing, während der Pandemie, sammelten einige der Döblinger Nachbarn Unterschriften gegen das Haus, weil die Immobilienpreise dadurch Schaden nehmen könnten.

In den folgenden Jahren fand eine Phase der Professionalisierung der Flüchtlingsbetreuung und - mit dem Beginn des Ukrainekrieges - ein weiterer Ausbau durch die Nutzung von freien Kapazitäten in weiteren Häusern statt. Mit der ersten Generation gab es viel Schwung, so dass auch angedacht wurde, die Familien, die Asyl bekommen hatten, weiter zu unterstützen. „Wir haben sehr viel Potential im Unternehmen“, beschreibt Ellensohn die damaligen Überlegungen. Mit 30 Häusern und rund 5.000 Mitarbeiter:innen ist einiges möglich. Also wurde mit der Wohnungslosenhilfe im *Haus Penzing* ein Projekt für zwölf asylberechtigte Familien gestartet. Da neben Wohnen auch Arbeiten ein ganz wichtiger Aspekt erfolgreicher Integration ist, wurde 2020 vom Bereich

Gastronomisches Management ein Arbeitsintegrationsprojekt gestartet und 2024 um Lehrstellen für Erwachsene erweitert. Ellensohn fasst die Idee zusammen: „Die Menschen betreuen vom Tag eins, vom Asylantrag und der Grundversorgung weiter zur Selbstständigkeit mit eigener Wohnung und Job.“

Steigender Altersdurchschnitt

Heute sind die meisten der Bewohner:innen Vertriebene aus der Ukraine, wobei die Jüngeren unter ihnen es relativ schnell schaffen, auf eigene Beine zu kommen. Jedoch gibt es auch eine größere Gruppe von Menschen mit besonderen Bedarfen, die dann wesentlich länger bleiben. Insgesamt ist, so Ellensohn, ein Anstieg des Altersdurchschnitts zu beobachten. „Wir haben viele Zuweisungen von Pflegebedürftigen, weil die Häuser barrierefrei sind und wir die Möglichkeit der Selbstversorgung bieten können.“ In der Regel müssen die Angehörigen die Pflege übernehmen. Manchmal kann dann auch ab der Pflegegeldstufe 4 ein direkter Übergang in eine Pflegestation funktionieren, wenn zum Beispiel von einer Drei-Generationen-Familie die Oma pflegebedürftig wird und im Haus bleibt, während die Jungen ausziehen.

Wie funktioniert das Zusammenleben von zwei Zielgruppen mit verschiedenen Bedürfnissen? Im Prinzip gut, auch wenn es manchmal Skepsis gibt. „Wir haben immer den Bewohner:innenbeirat zuerst informiert und dann Kennenlernveranstaltungen ausgerichtet. Es braucht viel Kommunikation, aber vieles wird leichter, wenn man sich kennenlernen kann“. Und dann ist es meistens kein Nebeneinander, sondern ein Miteinander, weil, wie es eine Bewohnerin noch während der Pandemie ausdrückte: „Es ist so schön, weil mehr Leben ins Haus kommt“.

Ein Ort der Solidarität wird sichtbar

Studierende gestalten eine Station des Ersten Wiener Protestwanderwegs. Diese Station, die Vordere Zollamtsstraße 7, war 2015 neben dem Hauptbahnhof und dem Dusika-Stadion ein neuralgischer Punkt bei der Bewältigung der Fluchtbewegung in Wien. Von Patricia Hladschik

Es begann mit einer E-Mail: Eva Hörmanseder, Studentin an der *Universität für angewandte Kunst Wien*, wandte sich gegen Ende des Jahres 2018 an die Leiterin von *Zentrum polis – Politik Lernen in der Schule*. Ihr Anliegen war klar: Die Erfahrung, dass die *Angewandte* im Herbst 2015 eines ihrer Gebäude in der Vorderen Zollamtsstraße als Notquartier für geflüchtete Menschen geöffnet hatte, sollte nicht im Verborgenen bleiben. Dieses Kapitel solidarischen Handelns sei es wert, Teil des *Ersten Wiener Protestwanderwegs* von *Zentrum polis* zu werden, so Eva.

Die Anfrage fand offene Ohren. Nach einer kurzen Abstimmung mit Martin Auer, dem Autor des *Protestwanderwegs*, war der Weg frei: Gemeinsam mit ihren Kolleginnen Laura Luzianovich und Gabriele Petrovic begann Eva an der Gestaltung

einer neuen Station zu arbeiten. Honorar verlangte sie dafür keines, denn die Arbeit entstand im Rahmen des Masterlehrgangs für Ausstellungstheorie und -praxis *educating/curating/managing* (2018–2020), der künstlerische Praxis mit kuratorischen und gesellschaftspolitischen Fragen verbindet.

Vom Notquartier zum Erinnerungsort

Rückblickend war das Jahr 2015 von humanitären Herausforderungen geprägt. Tausende Geflüchtete erreichten Wien, und die Frage, wie rasch Unterkünfte geschaffen werden könnten, stellte sich täglich neu. Die *Angewandte* reagierte damals rasch und unbürokratisch: Ein frisch erworbenes, noch nicht genutztes Gebäude in der Vorderen Zollamtsstraße wurde in Absprache mit der *Bundesimmobiliengesellschaft* kurzerhand zu einem provisorischen Wohnraum für Schutzsuchende umfunktioniert.

Für viele war es mehr als nur ein Dach über dem Kopf. Studierende und Helfende schufen eine Atmosphäre, in der Begegnung, Kommunikation und ein Stück Alltag möglich waren. Inmitten der Anspannung und Unsicherheit bot das Gebäude auch Momente der Menschlichkeit. Genau dieses Gefühl wollten die drei Studentinnen später im *Protestwanderweg* festhalten.

initiativen projekte vereine

Der Protestwanderweg als kollektives

Gedächtnis

Der *Protestwanderweg* versteht sich als lebendiges Archiv des Widerstands und der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in Wien. Unterschiedliche Stationen markieren Orte, an denen Demokratie erkämpft, Menschenrechte eingefordert oder alternative Lebensformen erprobt wurden. Mit der Station zum Thema Asyl wurde auch die Episode rund um das Asylquartier der *Angewandten* Teil dieser Route. Damit steht die Universität nun in einer Reihe mit unterschiedlichen symbolträchtigen Orten, vom Parlament oder dem O5-Symbol am Stephansdom über die *Arena*, das *WUK* oder die *Türkis Rosa Lila Villa* bis hin zur Ringstraße als Ort von Protesten – allesamt Symbole dafür, dass Protest und Engagement das Wiener Stadtbild prägen und verändern.

Studierende als Erinnerungsarbeiterinnen

Für Eva Hörmanseder, Laura Luzianovich und Gabriela Petrovic war die Gestaltung dieser Station mehr als eine künstlerische Übung. Sie verstanden sich als Erinnerungsarbeiterinnen, die ein Stück gelebte Solidarität in den öffentlichen Raum tragen. Durch ihre Initiative wurde sichtbar, dass Universitäten nicht nur Orte des Lernens und Forschens sind, sondern auch gesellschaftliche Akteurinnen, die im richtigen Moment Verantwortung übernehmen können. Und dass Studierende diejenigen sind, die solche Erfahrungen bewahren, reflektieren und weitertragen.

Damit ist die Station *Recht auf Asyl* auch mehr als nur ein Verweis auf ein Ereignis von 2015: Sie ist ein lebendiges Zeichen dafür, dass Solidarität sichtbar gemacht und ins Gedächtnis einer Stadt eingeschrieben werden kann. Sie wird – weil der *Protestwanderweg* bei jeder Station



auch Übungen und Reflexionsfragen für die Arbeit mit Jugendlichen bereitstellt – Teil eines Erinnerungsparcours, der nicht nur Vergangenes dokumentiert, sondern auch aktuelle Fragen stellt: Wie geht eine Gesellschaft mit schutzsuchenden Menschen um? Welche Verantwortung tragen Universitäten, Kunst- und Bildungsinstitutionen in diesem Kontext? Und wie kann künstlerisches Arbeiten helfen, diese Fragen für die Zukunft zu öffnen?

Martin Auer und Eva Hörmanseder präsentierten bei OPENING UP: BIS AUF WIDERRUF GEÖFFNET im Juni 2019 die neue Station des *Protestwanderwegs*.

Die Inhalte der Station: Zunächst wird die Geschichte des Ortes selbst erzählt, wie durch zivilgesellschaftliches Engagement mehr als tausend geflüchteten Menschen rasch Hilfe gewährt werden konnte, wie das Leben im Gebäude organisiert und wie gemeinsam gekocht, getanzt, gebaut, gespielt und auch gelernt wurde. Danach folgen Informationen zum Recht auf Asyl allgemein sowie Begriffsklärungen und ein Blick auf die Situation weltweit. Den Abschluss bildet eine Darstellung der österreichischen Situation.

Mit der Station zum Thema Asyl wurde auch die Episode rund um das Asylquartier der *Angewandten* Teil dieser Route.

Weitere Informationen:
<https://www.protestwanderweg.at/asyl/>
<https://www.politiklernen.at/pww>

Miteinander im Mittelgebirge



Auf den Talschultern oberhalb des Unterinntals reihen sich Ortschaften wie Axams, Götzens, Mutters oder Natters. Mittelgebirge wird die Region zwischen dem verkehrsgeplagten Tal und den hohen Alpengipfeln genannt. Zu den Alteingesessenen und betuchten Zuzügler:innen gesellten sich nicht erst seit 2015 immer mehr Geflüchtete. Von Eva-Maria Zogg

Die Idee, einen Flüchtlingsverein zu gründen, entstand im September 2015 aufgrund der verheerenden Notlage vieler Menschen auf der Flucht. Menschen im Westlichen Mittelgebirge – darunter viele Vertreter:innen der Pfarren, der Gemeinden, der Vereine und engagierte Privatpersonen – taten sich zusammen, um aktiv zu werden.

Im Dezember 2015 wurde dann offiziell der Verein *MiM Miteinander im Mittelgebirge* gegründet. Die damalige Obfrau Susanne Marini und ehrenamtliche Helfer:innen brachten von verschiedener Seite ihre Expertisen ein. Das Flüchtlingsheim Götzens war der zentrale Treffpunkt für viele Aktivitäten. Schwerpunkte waren vor allem: Die Unterstützung der offiziellen Deutschkurse im Heim durch freiwillige

Helfer:innen. So fanden täglich vormittags und zusätzlich nachmittags Kurse auf verschiedenem Level statt. Ein wichtiger Beitrag zur Integration waren kulturelle und künstlerische Tätigkeiten, vom einfachen Eierfärbeln zu Ostern, Basteln, Theater spielen oder Besuch von Museen und Veranstaltungen. Auch sportliche Aktivitäten kamen nicht zu kurz. Spaß bereitete das Rodeln, Minigolf und Wandern. Beim Volkstanzen gab es anfangs Berührungsängste, aber schlussendlich siegte das Interesse und die gemeinsame Freude an Musik. So lernten die Teilnehmer:innen auch alpenländische Instrumente kennen.

Wichtig war auch zunehmend die Begleitung bei Amtswege und zu den Asylbehörden in Innsbruck, Salzburg und Wien. Später kam die Unterstützung bei der Wohnungssuche für geflüchtete Menschen, die einen Aufenthaltsitel in Österreich bekommen haben, dazu, sowie die Hilfe bei der Suche geeigneter Lehr- und Arbeitsstellen im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten und für Menschen mit positivem Asylbescheid. Das ist immer noch

initiativen projekte vereine

ein Schwerpunkt, und auch die laufende Begleitung war und ist notwendig. So konnten viele positive berufliche Entwicklungen vom Lehrling bis zum fertigen Facharbeiter unterstützt werden.

Mit dem Familiennachzug entstehen neue Herausforderungen, wie die Suche und Verteilung von dringend benötigten Sachspenden (z.B. Kleidung, Hefte, Deutsch-Bücher, Decken, Kleinmöbel, Bettwäsche, Sportartikel...). Dieser Zweig der Arbeit von *MiM* wurde mit der Zeit intensiver und mündete schließlich in die Gründung der *Drehscheibe*.

Die Ziele und Aktivitäten von *MiM* haben sich im Laufe der letzten Jahre entscheidend verändert. Die Unterstützung der ehemaligen Flüchtlinge beschränkt sich nunmehr vorwiegend auf die Kostenübernahme von Kursen, Kinderbetreuung und auf die Anschaffung von Bildungsunterlagen.

Drehscheibe 2nd-Hand-Laden für die ganze Region

Die Beschaffung und Verteilung von Sachspenden hat sich im Laufe der letzten Jahre immer stärker entwickelt, weshalb *MiM* im Jahr 2022 die *Drehscheibe* als Second-Hand-Laden ohne Geld mit Standort Mutters gegründet hat. Inzwischen ist diese Institution über das Mittelgebirge hinaus tirolweit bekannt. Zum einen werden Kleider, Schuhe, Spielsachen, Schultaschen, Fahrräder, Bettwäsche, Decken, Handtücher bis hin zu Kücheneinrichtungen und Kleinmöbel an bedürftige Menschen ausgegeben. Zum anderen hat sich die *Drehscheibe* zu einer echten Tauschbörse entwickelt, bei der es um das Wiederverwenden von allerlei gebrauchten und guterhaltenden Gegenständen geht. Martina Seiwald koordiniert hauptamtlich mit viel Herzblut die *Drehscheibe* an zwei Tagen pro Woche

(Öffnungszeiten: Mittwoch von 10-18:30 Uhr und Freitag von 13-18:30 Uhr). Mit ehrenamtlichen Mitarbeiter:innen sammelt sie bei Wohnungsauflösungen Brauchbares. Der Bedarf ist unerwartet groß. An den Öffnungstagen wird die *Drehscheibe* regelrecht gestürmt. Das umfassende Angebot wird inzwischen fast zur Hälfte von Einheimischen in Anspruch genommen.

Genau genommen ist die *Drehscheibe* im Westlichen Mittelgebirge das ergänzende Angebot für Bedürftige im Non-Food-Bereich zum Food-Bereich der *Tafel*.

Um den Betrieb der *Drehscheibe* auch weiterhin aufrecht zu erhalten, ist der Verein *MiM* dringend auf Sponsor:innensuche und neuen Mitgliedern. Das wird für die nächste Zeit zentrale Aufgabe des neuen Vorstandes sein.

Eine wunderbare Begleiterscheinung: Es gibt immer noch herzliche Kontakte zu ehemaligen Asylwerber:innen, die sich inzwischen in Österreich integriert haben und dankbar auf das Erlebte mit *MiM* zurückblicken oder sich auch den ein oder anderen Rat bei Vertrauenspersonen holen.

Ein wichtiger Beitrag zur Integration waren kulturelle und künstlerische Tätigkeiten.



Die MORE-Initiative an Universitäten

Gemeinsam mit der Österreichischen Universitätskonferenz entschieden sich die 22 Universitäten in Österreich 2015, Vertriebene und Geflüchtete in ihrem Streben nach Hochschulbildung zu begleiten und auf ihrem akademischen Weg zu unterstützen.

Von Karoline Janicek

MORE – meinte mehr, im Sinne von mehr als purer Schutz des Lebens, Brot und ein Dach über den Kopf, sondern auch Bildung als ein essenzielles Bedürfnis von Menschen, die aus ihrem Bildungswegang hinauskatapultiert wurden.

Das breite Angebot der Universitäten im Rahmen der Initiative haben im Laufe der ersten fünf Jahre ca. 3.500 **MORE**-Studierende genutzt. Es wurden eine bestimme Zahl an Plätzen in ausgewählten Lehrveranstaltungen und Kursen zur Verfügung gestellt oder eigene Kurse für Studienwerber:innen mit Fluchthintergrund angeboten bzw. Stipendien vergeben.

Unsere Recherchen, was aus dem Programm geworden ist, ergaben, dass es nur an der *Johannes Kepler Universität Linz (JKU)* ein **MORE**-Programm für Geflüchtete und Vertriebene durchgehend seit 2015 gibt. Sonja Falkner-Matzinger lei-

tet die **MORE**-Initiative für Geflüchtete und Vertriebene und ist von Anfang an beim Aufbau des Programms dabei gewesen. Sie erzählt vom Aufruf der *Universitätskonferenz (Uniko)* im Herbst 2015. „Prof. Bacher war damals Dekan an der JKU, er hat den Aufruf angenommen und ein engagiertes Team um sich gesammelt.“ Begonnen wurde mit einem unbürokratischen Zugang zu zwei Deutschkursen. Es war in den Anfangszeiten nicht leicht: „Es war eine einmalige Ausnahmesituation, Leute an der JKU zuzulassen, die keine Originaldokumente haben, und auch Kopien oder Fotos als glaubwürdige Nachweise im Rahmen des UG zu akzeptieren.“ erinnert sich Falkner-Matzinger.

Schon im ersten Semester (WS 2015/16) nahmen 52 Personen die Gelegenheit bei **MORE** mitzumachen wahr, in den folgenden Semestern stiegen die Zahlen auf knapp 100 Studierende an.

Von den ersten Gruppen blieben anfänglich viele, meist syrische und afghanische Geflüchtete, die eine Hochschulreife nachweisen konnten. Die relativ schnellen Asylverfahren für Syrer:innen führten allerdings dazu, dass viele das Studium aufgaben. „Für Personen mit einem abgeschlossenen Asylverfahren hat das geheißen, sie müssen raus aus dem Quartier und sich eine Wohnmöglichkeit und eine Arbeit suchen,“ erzählt die Leiterin der **MORE**-Ini-

initiativen projekte vereine

tiative. In dieser Situation war das angestrebt Studium zweitrangig. Geblieben sind Studierende aus Afghanistan, aus dem Iran und andere Nationen die die Wartezeit auf einen Asylbescheid (oft fünf, sechs Jahre) nutzen konnten. Die ständige Unsicherheit über das weitere Schicksal war allerdings dem Fortkommen im Studium abträglich. „Sobald ein negativer Bescheid gekommen ist die Leistung verständlicherweise eingebrochen.“

Es wurde auch ein Buddy-Programm initiiert, das Kontakte zwischen Geflüchteten und engagierten österreichischen Studierenden gestiftet hat, die manchmal bis heute anhalten. Neben Unterstützung beim Ankommen an der Universität und in der Stadt wurden auch viele gemeinsame Freizeitaktivitäten organisiert.

Mit dem niederschwelligen Einstieg war es dann 2017 vorbei, denn die Teilnehmenden von *MORE* wollten nicht nur Deutsch lernen, sondern auch in ein Studium einsteigen. *MORE* wurde auf neue Füße gestellt. Die Voraussetzung für die Teilnahme an *MORE* war nun ein Zulassungsbescheid an der JKU Linz. Eine Kooperation mit dem Chemiekonzern *Borealis AG* ermöglichte es, ein unbürokratisches Stipendiensystem aufzubauen.

Heute gibt es im Rahmen des *Borealis-MORE-Stipendiums* 30 Plätze. Das bedeutet € 360,- im Monat mit einem Learning Agreement (24 ECTS Punkte im Jahr) und mit einer engmaschigen Betreuung als Unterstützung. Durch eine Kooperation mit der *Erste Foundation* gibt es im Studienjahr 2025/26 zusätzlich 16 Plätze für Ukrainer:innen. Und schließlich für jene, die kein Stipendium von der Auswahlkommission zugesprochen bekommen, gibt es *MOREclassic* als Unterstützungs- und Vernetzungsprogramm beim Einstieg ins Studium an der JKU Linz.



Neben den monatlichen Zahlungen werden auch etwaige Studiengebühren ersetzt und es gibt einen Fahrtkostenzuschuss für Studierende die außerhalb von Linz wohnen, sowie zum Start des Studienjahres € 100,-.

Ein hervorragendes Beispiel für die Wichtigkeit solcher Maßnahmen ist Hadil Najjar, im Dezember 2015 gelang ihr die Flucht aus Aleppo nach Europa, sie war eine der ersten *Borealis-MORE-Stipendiat:innen*. Sie schloss ihr Studium der Molekularbiologie ab und machte 2024 an der JKU ihr Doktorat.

Sie ist eine von 13 Absolvent:innen, die im Rahmen des *Borealis-Stipendiums* 20 Abschlüsse geschafft haben.

Für Sonja Falkner-Matzinger sind es besondere Erlebnisse wenn sie jemanden trifft, der erzählt, dass ihm der Einstieg in die höhere Bildung gelungen ist, weil es *MORE* an der JKU gibt. Sie geht auch zu allen Abschlussfeiern der Absolvent:innen. „Jeder akademische Abschluss ist ein berührender Moment, ich bin stolz wie eine Angehörige, wenn ich bei der akademischen Feier eines: einer *MORE-Stipendiat:in* dabei sein darf.“

Hadil Najjar, war eine der ersten *Borealis-MORE-Stipendiatinnen*. Sie schloss ihr Studium der Molekularbiologie ab und machte 2024 an der JKU ihr Doktorat.

Team Gablitz-Flüchtlingshilfe



2015 wurde ich Teil einer engagierten Gruppe von Gablitzer:innen, die den Verein *Team Gablitz-Flüchtlingshilfe* gründete. Unser Ziel war es, das Ankommen der Schutzsuchenden in unserem Ort zu erleichtern, ihnen das Gefühl zu geben: Ihr seid angenommen.

Von Karin Tschare-Fehr

Wir sahen die Notwendigkeit, für die neuen und die „alten“ Gablitzer:innen eine Brücke zu bauen, damit hier alle gemeinsam gut miteinander leben können. Wir entwickelten in vielen Sitzungen, wie das Miteinander gut funktionieren könnte. Dazu bildeten wir ein Deutsch-Team, das den Schutzsuchenden täglich von Montag bis Freitag in vier Niveaustufen in Kleingruppen die deutsche Sprache nahebrachte. Darüber hinaus mieteten wir für die neuen Gablitzer:innen Wohnungen und halfen auch bei deren Ausstattung. Neben den Herausforderungen des Alltags, war auch das Kennenlernen ein sehr wichtiger Punkt für uns. Wir eröffneten im Pfarrheim, gemeinsam mit der *Pfarrcaritas*, ein Begegnungscafé, das wöchentlich stattfand und das bis heute fortgeführt wird. Bei Kaffee, Kuchen und Obst, ist Zeit und Raum, offizielle Briefe, besonders zu den

Asylverfahren, zu übersetzen, Amtswege und Termine zu koordinieren, medizinische Fragen und viele Fragen auch zum Leben in Österreich zu beantworten. Dazu war dieser Raum auch offen für einen gegenseitigen Austausch, der mit Abbau der Sprachbarriere immer besser funktionierte. Wir waren sehr oft erstaunt darüber, mit welchem Eifer und welcher Geschwindigkeit einige die Sprache erlernten. Manche hatten in weniger als einem Jahr ein Niveau von B2 erreicht.

Schwierige Asylverfahren

Wir bereiteten unsere „Schützlinge“ auch auf ihre Asylverfahren vor und begleiteten sie auch zu ihren Terminen. Ich ging mehrmals zu Terminen beim *BFA (Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl)* und später auch bei Gericht in den Berufungsverfahren mit und konnte dort erleben, wie Beamten, Richter:innen und auch Dolmetscher:innen, willkürlich, ganz besonders bei afghanischen Schutzsuchenden, gegen diese entschieden. Die negativen Bescheide danach trafen unsere Schutzsuchenden massiv. Sie verfielen in Depression und einige verübten Suizidversuche. Diese Bescheide trafen auch uns Helfende tief ins Herz.

initiativen projekte vereine

2015 war der Besuch von anerkannten Deutschkursen nur Asylberechtigten möglich. Die Prüfungsgebühren und die Fahrkosten konnten von den Schutzsuchenden nicht geleistet werden und daher kam auch dafür unser Verein auf.

Wir richteten mit den Schutzsuchenden gemeinsame Feste und Kochworkshops aus, um Traditionen zu vermitteln und kennenzulernen. Für unsere Vereinsarbeit erhielten wir 2016 den Preis *Orte des Respekts* für Niederösterreich verliehen.

Dieser Preis zeigte uns, dass der Weg, den wir eingeschlagen haben, gut ist.

Schutzsuchende, die Österreich aufgrund der negativen Asylbescheide wieder verlassen mussten und nun entweder in ihrem Heimatland oder in einem anderen europäischen Land leben, sind mit uns weiter in Kontakt. Wir hören von ihnen, dass sie in Gablitz das erste Mal, wie Menschen, mit Respekt behandelt wurden und dass Gablitz ihre Heimat sei.

Gelebte Integration

Rückblickend auf diese 10 Jahre möchte ich mich bei all diesen Menschen, die aus ganz verschiedenen Ländern und Kulturen kamen und weiterhin kommen, bedanken. Ich wurde und werde durch diese Begegnungen beschenkt und mein Horizont hat sich erweitert.

Ich habe ganz außerordentliche Menschen kennengelernt, die alles aufgegeben und verloren hatten, und die sich voller Eifer um ein würdiges Leben in Österreich einsetzen und dies auch weiter tun.

Wir in Gablitz zeigen gelebte Integration. Alle unsere Schutzsuchenden haben mit unserer Begleitung gute Ausbildungen und Arbeitsplätze geschafft und sind nun Teil unserer Gesellschaft. Viele haben die österreichische Staatsbürgerschaft oder

dauerhafte Arbeitstitel erreicht.

Die Zivilgesellschaft springt vielfach ein, wie am Beispiel von *Gablitz hilft* zu sehen ist, wo der Staat seine Aufgaben nicht erfüllt. Und gibt dem Staat dadurch die Möglichkeit, die passenden Strukturen aufzubauen. Diese großen Leistungen der Zivilgesellschaft besonders seit 2015 werden jedoch von der Politik nicht wahrgenommen, nicht gewürdigt und stattdessen oft blockiert.

Schutzsuchende werden von den Behörden vernachlässigt. Das Potential der Menschen wird somit in den langen Asylprozessen, in denen diese nicht arbeiten dürfen und keine Ausbildungsmöglichkeiten erhalten, vergeudet. Oft sind das gerade die „besten Jahre“, in denen Österreicher:innen ihre Karriere starten und ihre Lebensgrundlage aufbauen. Schutzsuchende bleibt diese Chance somit für das gesamte Leben verbaut.

Meine Erfahrungen zeigen ganz deutlich, dass sich Begegnung auf Augenhöhe auszahlt. Wir brauchen für die Zukunft einen Zusammenhalt in der Gesellschaft und der Verein *Gablitz hilft-Flüchtlingshilfe* zeigt, wie dies gelingen kann.

Wir hören von ihnen, dass sie in Gablitz das erste Mal, wie Menschen mit Respekt behandelt wurden und dass Gablitz ihre Heimat sei.



Partnerschaften, die alle stärken

In vielen Ortschaften rund um Wien wurden 2015 Geflüchtete untergebracht. Unter ihnen auch unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Es lag nahe, das erfolgreiche Konzept der Patenschaften für Kinderflüchtlinge örtlich und inhaltlich auszuweiten. Von Miriam Peltoranta

Gegründet wurde der Verein *PatInnen für alle* Anfang des Jahres 2016 von Erika Kudweis und Nora Binder als Privatinitiative. Obfrau Kudweis hatte zuvor selbst bei *connecting people* dem Patenschaftsprojekt der *asylkoordination* mitgemacht. Hier erhalten unbegleitete minderjährige Geflüchtete dringend benötigte persönliche Unterstützung: jemanden, der ihnen Zeit und Aufmerksamkeit schenkt, mit dem sie Deutsch reden können, Hilfe, sich in der komplizierten neuen Umgebung besser zurecht zu finden.

Erika Kudweis erinnert sich, wie groß das Interesse der Menschen in ihrer niederösterreichischen Gemeinde an solchen Initiativen war: „Sie sahen, wieviel Freude es mir und Ali bereitete und wollten auch PatIn sein. Aber für Niederösterreich gab es das Angebot noch nicht, deshalb wurde der Verein *PatInnen für alle* gegründet.“

Unter dem Motto „Patenschaften stärken uns alle“ verbindet die Organisation auf freiwilliger Basis Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Herkunft und Lebensumstände mit Pat:innen in Wien, Niederösterreich und Kärnten. Insbesondere Kinder mit Fluchtgeschichte, solche aus Familien mit erkrankten oder behinderten Angehörigen sowie Kinder, die innerhalb der Familien einen Todesfall erlebt haben, erhalten auf diese Weise dringend benötigte Aufmerksamkeit und Unterstützung. Sie gewinnen einen vertrauten Erwachsenen, der ihnen in herausfordernden Lebenssituationen zur Seite steht.

Diese Patenschaft ist als lebenslange Beziehung konzipiert. Die Organisation bietet den Pat:innen wie auch den Patenkindern umfassende Unterstützung und Vorbereitung an. Workshops und Infoabende setzen sich mit den unterschiedlichen Formen von Patenschaften und den damit verbundenen Herausforderungen auseinander und vermitteln Interessent:innen fundiertes Wissen. Auch für Patenkinder werden Workshops zum Verständnis des Programms angeboten.

Die Pat:innen fungieren als Brücken zu Institutionen, etwa im Bildungs- und Ge-

initiativen projekte vereine

sundheitswesen und eröffnen somit Zugang zu verbesserten Chancen. Im Rahmen des Programms erhielten etwa Kinder, die aufgrund systemischer Verwahrlosung möglicherweise keinen Schulplatz bekommen hätten, die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen.

Das Projekt entwickelt sich weiter

Zusätzlich unterstützt *PatInnen für alle* die Patenkinder sowie weitere Interessierte im oft emotional belastenden Asylverfahren. Erika Kudweis: „Unsere Workshops gegen die Angst entstanden aus der Not unserer Patenkinder und ihrer Pat:innen. Für uns alle sind Gerichtsverhandlungen unglaublich belastend. Die Angst vor Abschiebung lädt. Da brauchte es Hilfe, das war mir schon bei der ersten Asyl-Gerichtsverhandlung Anfang 2018 klar.“ Neben den rechtlichen Grundlagen umfassen die Workshops auch praktische Hinweise, etwa wie man sich vor Gericht am besten verhält oder zur effektiven Zusammenarbeit mit Dolmetscher:innen. Weiters geht es darum, geflüchtete Menschen dabei zu unterstützen in einer derart stressbeladenen Situation Ruhe zu bewahren.

Die Organisation hat sich im Laufe der Jahre auch weiterentwickelt, wie die Patenkinder selbst. Viele derjenigen, die in den Jahren 2015 und 2016 kamen und von *PatInnen für alle* begleitet wurden, haben einen gesicherten Aufenthaltsstatus bekommen und eine Familie gegründet. Vor diesem Hintergrund wurde im Jahr 2023 das Angebot erweitert: Patenschaften werden nun auch gezielt für junge Frauen im Alter von 18 bis 35 Jahren angeboten. Für seine herausragenden Leistungen wurde der Verein mehrfach ausgezeichnet. So erhielt das Jugendpartizipationsprojekt *CoEUr* sowohl den *Austrian SDG Award* als auch den *Erasmus+ Award 2023*.



Doch die politische und gesellschaftliche Landschaft hat sich inzwischen stark gewandelt. Obwohl die Situation vor zehn Jahren keineswegs ideal war, erinnert sich Obfrau Erika Kudweis: „Wir kämpfen derzeit mit dem Umstand, dass die Zivilgesellschaft sich in vielen Bereichen zurückgezogen hat. Diese Hilfe fehlt den jugendlichen Geflüchteten besonders. Ihre sprachliche Entwicklung ist verlangsamt. Oft haben sie kaum noch Kontakt zur Mehrheitsgesellschaft.“

Dieser deutliche Mangel an Empathie sowie die zunehmende Ablehnung von Zuwanderung haben die Arbeit erschwert. *PatInnen für alle* hat sich jedoch eine hohe Flexibilität bewahrt und kann sich rasch an veränderte Rahmenbedingungen sowie Bedürfnisse anpassen. Unabhängig von der derzeitigen Stimmung setzt sich die Organisation weiterhin mit unermüdlichem Engagement für ihre Patenkinder ein.

Die Organisation hat sich im Laufe der Jahre auch weiterentwickelt, wie die Patenkinder selbst.

Kleine Orte – große Power

Oft führt die Unterbringung von Geflüchteten in ländlichen Gemeinden zu Protesten und auch die Betroffenen sind nicht immer glücklich, außerhalb einer Großstadt leben zu müssen. 2015 haben sich gerade in kleineren Gemeinden dutzende Flüchtlings-Initiativen gegründet. Viele gibt es heute noch – zwei Beispiele. Von Andrea Jantschko

In der kleinen Gemeinde Pillichsdorf im südlichen Weinviertel: Eine kleine Gruppe von Aktivist:innen blickt zurück auf zehn intensive, anstrengende aber auch erfolgreiche Jahre. Im Jahr 2016 richtet das Land Niederösterreich in Absprache mit dem damaligen Bürgermeister drei Kilometer außerhalb des Ortes ein Quartier für Flüchtlinge ein. Die Unterkunft bietet ein Dach über dem Kopf, doch mit allen anderen Bedürfnissen sind die betroffenen Personen auf sich allein gestellt: Behördengänge, Schulbesuch der Kinder ohne öffentlichen Nahverkehr, medizinische Versorgung usw.

Da springen einige Einheimische ein. Unter dem klingenden Namen *Die Notbremsen* packen sie an und organisieren Schritt für Schritt, was zu tun ist. Die Hilfsbereitschaft einiger Weniger wirkt ansteckend und so gelingt es immer wieder, auch Personen miteinzubeziehen, die zu-

nächst nur ratlos aus der Ferne zuschauen oder sich im besten Fall mit Spenden beteiligen. Freund:innen, Bekannte und professionelle Netzwerke finden sich zusammen und sorgen dafür, dass die Neuankömmlinge nicht allein gelassen werden.

Die *Notbremsen* heben ab

In unzähligen Einsätzen werden Sachspenden verteilt, Fahrdienste angeboten, Quartiere vermittelt, Deutschkurse organisiert und vieles mehr. *Die Notbremsen*, die sich nach einigen Monaten als Verein konstituiert haben, bemühen sich um ein gutes Verhältnis mit den offiziellen Stellen. So gelingt es im Jahr 2018, ein gemeindeeigenes Gebäude zumindest notdürftig zu adaptieren und Asylsuchende darin unterzubringen. Das löst nicht nur ein dringendes Unterkunftsproblem, sondern hat auch Symbolwirkung: Geflüchtete Menschen und ihre Unterstützer:innen sind jetzt mitten im Ort präsent, mehr Begegnungen und eine direkte Auseinandersetzung mit dem Thema sind dadurch möglich.

Dieses Haus steht heute leider nicht mehr zur Verfügung und viele der früher betreuten Personen leben mittlerweile selbstständig oder sind in andere Länder



initiativen projekte vereine

weitergezogen. Sobald es für sie rechtlich möglich war, sind auch viele von ihnen nach Wien übersiedelt. Der aktive Unterstützer:innenkreis ist zwar inzwischen ebenfalls kleiner geworden, aber die Vereinsmitglieder unterstützen nach wie vor bei Bedarf. Milena Bister, die von Anfang an bei *Die Notbremsen* aktiv ist, meint dazu: „Wir machen weiter, pflegen unsere Netzwerke und die Öffentlichkeitsarbeit. Denn es kann jederzeit wieder eine ähnliche Situation wie damals eintreten und wir wollen vorbereitet sein.“

Auch Gmünd hilft

Ähnlich wie in Pillichsdorf ist auch in Gmünd vor zehn Jahren eine Initiative entstanden, die sich bis heute über einen Mangel an Aufgaben nicht beschweren kann. Die Waldviertler Kleinstadt nahe der tschechischen Grenze beherbergt ebenfalls viele Flüchtlinge. Zwar gab es anfangs teilweise große Skepsis bei der ortsansässigen Bevölkerung, aber die Bilder von überfüllten Zügen und Massenankünften bewegten 2015 auch hier viele Menschen. In kürzester Zeit sammelten sich in Privathäusern und -höfen so viele Sachspenden an, dass spontan entstandene Gruppen von Spendensammler:innen sich an die Gemeinde um Unterstützung wenden mussten. Sie bekamen ein großes, leerstehendes ehemaliges Fabrikgebäude als Lager zur Verfügung gestellt. Dort begegneten einander die Spender:innen und Asylwerber:innen, die ebenfalls in außerhalb der Stadt gelegenen Quartieren untergebracht worden waren.

Lernen für Deutsch- und Führerscheinprüfung

Andrea Seidl-Schumacher beschreibt diese Situation als Startschuss für den Verein *Gmünd hilft*, dessen Mitglieder sich von da



an um die vielfältigen Alltagsprobleme der neu zugewanderten Menschen kümmerten. Neben vielen anderen Aktivitäten stellten sich zum Beispiel immer wieder Personen zur Verfügung, die jungen Menschen halfen, den Führerschein mittels „L17“ zu erwerben, denn ohne Auto ist das Leben in der abgelegenen Region doppelt hart. Die Fahrt zu Behörden nach St. Pölten dauert eineinhalb Stunden.

Ein großes Anliegen von *Gmünd hilft* war und ist vor allem, Begegnungen und Kontakte zu ermöglichen. Dafür wurde sogar für einige Jahre ein eigenes Vereinslokal als „Begegnungscafé“ geführt. Ehrenamtliche Mitarbeiter:innen standen dort zu fixen Zeiten als Ansprechpartner:innen zur Verfügung und geflüchtete Personen konnten dort entspannen, Kontakte knüpfen, Deutsch lernen und vieles mehr.

Die Mitarbeiter:innen der beiden Initiativen haben sich kreativ und engagiert der herausfordernden Situation am Land gestellt. Ebenso wie für NGOs in der Stadt gibt es jedoch von offizieller Seite auch für sie praktisch keine Anerkennung und finanzielle Unterstützung. Doch der Kampfgeist scheint ungebrochen. „Wir wollen unsere Erfahrungen und das Know How gern an andere weitergeben“, sagt Frau Seidl-Schuhmacher.

Der aktive Unterstützer:innenkreis ist zwar inzwischen kleiner geworden, aber die Vereinsmitglieder unterstützen nach wie vor bei Bedarf.



Lasst euch Empathie nicht schlecht reden!

Am 20. September wurde das 10-jährige Bestehen des *Gartens der Begegnung* begangen. Titel des ganztägigen Festes: „Von Refugees Welcome zur Abschiebegesellschaft“. Auszüge der Rede von Lukas Gahleitner-Gertz

10 Jahre nach dem langen Sommer der Flucht hat mittlerweile jede Zeitung, jeder Fernsehsender, jede Radiostation und jeder Podcast, der etwas auf sich hält, einen Rückblick oder eine Analyse zu „10 Jahre 2015“ gebracht. Es scheint, es wurde alles gesagt, aber nur noch nicht von jedem. Schlagwörter wie „Flüchtlingskrise“ oder „Kontrollverlust“ oder „Ausgangsbasis für Aufstieg der Rechten“ haben nirgendwo gefehlt. Was passiert da?

Durch die Entlehnung von Begriffen wie „Strom“, „Flut“, „Lawine“ oder „Tsunami“ aus dem Bereich der Naturkatastrophen wurden zwei Dinge erreicht: Erstens wurden dadurch die Geflüchteten entmenschlicht, sie wurden als etwas

dargestellt, was uns wie Wasser, Schnee oder Wind überwältigt. Mit Wasser und Schnee hat man keine Empathie. Wenn man keine Empathie mehr für Mitmenschen hat, dann wird es gefährlich.

Empathie ist die Fähigkeit und Bereitschaft, die Gedanken und Gefühle anderer Menschen wahrzunehmen, zu verstehen und nachzufühlen. Grundwerte wie die Geltung der Menschenwürde für alle Menschen, Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und vor allem die Gleichheit aller Menschen sind ohne Empathie nicht denkbar. Die *Genfer Flüchtlingskonvention* und die *Europäische Menschenrechtskonvention* sind ohne Empathie nicht denkbar: Die Einigung auf diese zentralen

Lukas Gahleitner-Gertz ist Jurist und Sprecher der *asylkoordination österreich*.

Dokumente war kein selbstloser oder humanitärer Akt von über 140 Staaten. Es war die geronnene Erkenntnis aus der Shoah, den ärgsten menschengemachten Gräueln, die der Kontinent Europa erlebt hat.

Danke für Eure Empathie, jetzt und in den letzten 10 Jahren. Lasst sie euch nicht schlecht reden! Lasst sie euch nicht wegnehmen!

Der Staat und seine Strukturen haben versagt

Und jetzt komme ich zum zweiten Zweck, warum die Geschehnisse rund um 2015 gerne als Ergebnis einer über uns hereinbrechenden Naturgewalt dargestellt werden: So wird nämlich suggeriert, man sei den Geschehnissen hilflos ausgeliefert gewesen. Der Fokus liegt auf der Wucht der Naturgewalt, gegen die man sich nicht schützen konnte. Damit soll der Eindruck entstehen: „Wir haben dafür keine Verantwortung. Es war auf einmal da.“.

Ja, es hat einen Kontrollverlust gegeben 2015. Die staatlichen Behörden waren vollkommen überfordert und desorganisiert. Aber niemand soll mir erzählen, dass es keine Signale gegeben hat, dass passieren würde, was passiert ist. Man kann Truppenbewegungen in weit entfernten Kriegssituationen in der Nacht beobachten, aber man hat nicht gewusst oder wissen können, dass sich über eine Million Menschen auf den Weg nach Europa machen? Das ist unglaublich und wir wissen, dass es die Informationen gab. Sie wurden nur nicht gesehen oder falsch interpretiert.

Der Staat und seine Strukturen haben versagt, die Zivilgesellschaft ist eingesprungen. Es wurden Menschen versorgt und untergebracht, informiert und transportiert. Es wurde mit Menschen ge-

redet. Der Anspruch war, sie als das zu behandeln, was sie sind: als Menschen. Die staatliche Desorganisation wurde durch die zivilgesellschaftliche Organisation kompensiert, die Zivilgesellschaft hat durch ihr Tun den staatlichen Strukturen ermöglicht, die Lähmung abzulegen und sich zu organisieren.

Oder überspitzt gesagt: Die Zivilgesellschaft hat dem Staat den Arsch gerettet. *Das ist 2015 passiert.*

Das wurde von den verantwortlichen Politiker:innen seitdem vollkommen auf den Kopf gestellt. Man will sich nicht die Blöße geben: Deswegen werden lieber Bilder von Naturgewalten bemüht, anstatt dass Verantwortung übernommen wird. Das gipfelt in der absurd Verdrehung, dass jene, die dem Staat den Arsch gerettet haben, nun als die Naivlinge dar-

Niemand soll mir erzählen, dass es keine Signale gegeben hat.

gestellt werden. Es wird ihnen gar die Schuld dafür gegeben, dass es zu dem Kontrollverlust gekommen ist. Lasst Euch das nicht erzählen. Der Staat ist für den Kontrollverlust ganz alleine verantwortlich.

Es war die Bevölkerung, die Zivilgesellschaft, die das Versagen der staatlichen Strukturen kompensiert hat. Es ist auch ein Versagen der staatlichen Strukturen, dass sie es nicht einmal schaffen, sich bei den vielen Einzelpersonen, Vereinen und Organisationen der Zivilgesellschaft zum 10. Jahrestag zu bedanken. Wir warten nicht darauf, bis das Danke kommt. Deswegen machen wir auch die Bedankung selbst: Danke für Euer Tun!

Seminare der *asylkoordination*

November und Dezember 2025



Infos unter <https://www.asyl.at/de/wir-bilden/seminare-u-ws/>

BESCHWERDEN VERFASSEN – WORKSHOP

mit Rechtsanwalt Ronald Frühwirth

Donnerstag 06 November 2025, 09.00 – 17.00h

Seminarbeitrag: € 150,–

Ort: *asylkoordination österreich*,
Burggasse 81/7, 1070 Wien

SOZIALEISTUNGEN FÜR ASYL- UND

SUBSIDIÄR SCHUTZBERECHTIGTE

mit Valentin Amlinger-Glatz und

Erich Größwang

Donnerstag, 27. November 2025, 09.00 – 17.00h

Seminarbeitrag: € 150,–

Ort: *asylkoordination österreich*,
Burggasse 81/7, 1070 Wien

ZWANGSHEIRAT – RECHTLICHE SCHUTZMÖGLICHKEITEN FÜR BETROFFENE

mit Maryam Alemi, Rechtsberaterin

Caritas Wien und

**Rebecca Hof, Sozialarbeiterin beim
Verein Orient Express**

Donnerstag, 13. November 2025, 09.00 – 16.00h

Seminarbeitrag: € 128,–

Ort: *asylkoordination österreich*,
Burggasse 81/7, 1070 Wien

IRAK – LÄNDERINFORMATION

UND ENTSCHEIDUNGEN

mit Petra Ramsauer, Politikwissenschaftlerin,

Journalistin & Autorin

**und Katrin Hull, Juristin, Rechtsberaterin
der Caritas Wien**

Dienstag, 09. Dezember 2025, 09.00 – 16.00h

Seminarbeitrag: € 150,–

Ort: *asylkoordination österreich*,
Burggasse 81/7, 1070 Wien

STAATSBÜRGERSCHAFTSGESETZ

mit Jasmin Gerges, Juristin, MA 35

Dienstag, 18. November 2025, 09.30 – 14.30h

Seminarbeitrag: € 97,–

Ort: *asylkoordination österreich*,
Burggasse 81/7, 1070 Wien

ABERKENNUNGEN UND

ABERKENNUNGSVERFAHREN

mit Rechtsanwalt Ronald Frühwirth

Montag, 26. Jänner 2026, 09.30 – 17.00h

Seminarbeitrag: € 150,–

Ort: *asylkoordination österreich*,
Burggasse 81/7, 1070 Wien

IMPRESSUM

Herausgeber und Medieninhaber:

asylkoordination österreich

A-1070 Wien, Burggasse 81/7, Tel: +43 1 532 12 91

E-Mail: langthaler@asyl.at, Web: www.asyl.at

Konto: IBAN AT08 1400 0018 1066 5749, BIC BAWAATWW

Abopreis: (mind. vier Ausgaben pro Jahr) € 24,-

Redaktion: Herbert Langthaler

Offenlegung: Medieninhaber: *asylkoordination österreich*

Blattlinie: Informationen der Mitglieder und Unterstützer:innen der *asylkoordination österreich* über die Vereinsarbeit, Fragen der österreichischen und internatinalen Asyl- und Migrationspolitik, über Ursachen und Auswirkungen weltweiter Migrationsbewegungen.

Autor:innen: Alexander Behr, Alexandra Eichenauer-Knoll, Sepp Ginner, Patricia Hladischik, Shirullah Hussaini, Karoline Janicek, Andrea Jantschko, Erika Kudweis, Herbert Langthaler, Susanne Meier, Rashid Hassan Zada, Eva Reithofer-Haidacher, Riem, Karin Tscharre-Fehr, Eva-Maria Zogg

Fotos: Christian Fischer, gemma!, Margit Ehrnstorfer, Sepp Ginner, Häuser zum Leben, Theresa Kaserer-Peuker, Herbert Langthaler, Susanne Meier, Eva Reithofer-Haidacher, Thomas Schmidinger, Train of Hope, Franz Witzmann

Lektorat: Klaus Hofstätter, Verena Hrdlicka

Grafik: Almut Rink für *visualaffairs*

Herstellung: Resch KEG, 1150 Wien



Jetzt spenden und
Menschenrechte verteidigen!

brasyl

BRANDSCHUTZ ASYL

Mit **BRASYL – Brandschutz Asyl** kämpft die *asylkoordination österreich* gegen willkürliche Symbolpolitik auf Kosten geflüchteter Menschen. Zum Beispiel **gegen den Stopp von Familienzusammenführungen**. Wo politische Mittel nicht wirken, müssen juristische Verfahren geführt werden. Helfen sie uns, diese zu finanzieren.

Jetzt spenden!

Spendenkonto: *asylkoordination österreich*
IBAN AT08 1400 0018 1066 5749, BIC BAWAATWW
Verwendungszweck BRASYL



- Ich möchte Mitglied der *asylkoordination österreich* werden.
 - Fördermitgliedschaft € 50,- / Jahr
 - Verein, Initiative € 365,- / Jahr
- Ich möchte die Zeitschrift *asyl aktuell* für € 24,- / Jahr abonnieren.
- Ich möchte ehrenamtlich in der *asylkoordination* oder in einem ihrer Mitgliedsvereine **MITARBEITEN**.



Name

Organisation, Initiative

Anschrift

Telefon/Fax

Unterschrift, Datum

**asylkoordination
österreich**
Burggasse 81/7
A-1070 Wien